

www.e-rara.ch

Kurze Erzählungen aus der Schweizergeschichte für die Schule und das Haus

Zimmermann, Rudolf

Zürich, 1835

Schweizerisches Institut für Kinder- und Jugendmedien SIKJM

Shelf Mark: KE ZIM R 1835

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-10304>

[Kapitel XLI. - LXXXI.]

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

men. Ueber zwanzig Schlösser und Dörfer gingen dort im Feuer auf in Zeit von acht Tagen, ohne daß die Schweizer einigen Widerstand gefunden hätten. Viele Greise, Weiber und Kinder irrten ohne Obdach und Nahrung umher, und wurden ein Opfer der grimmigen Kälte. Mangel an Kriegszucht hatte in diesem Feldzuge so viel unnöthiges Unglück verursacht, daß die Tagsatzung, die fast beständig in Luzern oder Zürich versammelt war, sich genöthiget sah, eine strengere Kriegsordnung vorzuschreiben.

XLI. Treffen beim Bruderholz. (22. März 1499.)

Treffen bei Hallau. (20. März 1499.)

Uebersall bei Ermatingen. (11. April 1499.)

Mehrere Fürsten und Städte hatten sich nach diesem ersten Feldzuge alle Mühe gegeben, den Frieden zu vermitteln. Den Kaiser und die Eidsgenossen fanden sie nicht ungeneigt dazu, desto beharrlicher aber widersezte sich der Schwäbische Bund. Kleine Streifzüge eröffneten den wieder ausgebrochenen Krieg. Von einem solchen kehrten tausend Solothurner zurück, als sie auf den weit überlegenen Feind stießen, der bei Reinach das Bruderholz, eine waldige Anhöhe, in guter Ordnung besetzt hatte. Muthig griffen die Eidsgenossen an, und siegten, ohne einen Mann zu verlieren. Die Feinde aber büßten sechs hundert Mann ein und eine Fahne, auf welcher eine Geißel gemahlt war mit der Ueberschrift: „Treib's, so geht's!“

Zu derselben Zeit zeichnete sich eine kleine Zürcherische Besatzung zu Hallau im Aletgau durch Tapferkeit aus. Von mehrern tausend Landsknechten angegriffen, zog sie sich auf den ummauerten Kirchhof zurück. Hier wurde sie vom Feinde belagert und beschossen, während deß das Dorf in Flammen aufging. Da faßten die Zürcher einen kühnen Entschluß. Funfzig Mann blieben zur Beschützung des Kirchhofes zurück, und die übrigen zweihundert und funfzig stürzten sich plötzlich mit solcher Kraft in den sorglosen und übermüthigen Feind, daß derselbe, seine Ueberlegenheit vergessend, voll Entsetzen die Flucht ergriff.

Von Constanz her aber drohte den Eidsgenossen eine größere Gefahr. In der Nacht vom eilften April 1499 zogen die Oestreicher, mehr als zehn tausend Mann stark, in aller Stille aus den Thoren der Stadt und überraschten die Zürcher

rische Besatzung zu Ermatingen so, daß gegen hundert Mann in den Betten erstochen wurden. Auch die weiter rückwärts liegenden Luzerner mußten der Uebermacht weichen, und verloren ihre zwei Büchsen. Jetzt aber überließen sich die Feinde einer sorglosen Sicherheit, zerstreuten sich, plünderten, zündeten Häuser an, und ergaben sich allen Ausschweifungen. Dieß benutzten die Eidsgenössischen Hauptleute Rudolf Has und Oswald Koz von Unterwalden. Sie sammelten die durch Sturmläuten und Pärmsfeuer aufgeschreckten Schweizer beim Schwaderloch. Nachdem ungefähr zwei tausend beisammen waren, schworen sie, entweder die Schmach zu rächen, oder muthig zu sterben. Nachdem sie gebetet, zogen sie still durch den Wald, den Feind, dessen Stellung sie ausgekundschastet hatten, von der Seite anzugreifen. Plötzlich brach die muthige Schar hervor mit lautem Geschrei, und im Walde ertönte auf verschiedenen Seiten Trommelschlag, als ob noch viele Mannschaft anrückte. Das feindliche Fußvolk widerstand dem furchtbaren Angriffe nicht. Die Reiterei aber socht tapfer. Viele Ritter stiegen von den Pferden, um die Flucht zu verhindern; allein ihr Muth und ihre Tapferkeit halfen nichts. Sie fielen entweder, oder wurden von den Fliehenden mit fortgerissen. Die Constanzer stürmten mit allen Glocken, und lange wagten sie es nicht, den Geschlagenen die Thore zu öffnen, aus Furcht, die Eidsgenossen möchten mit ihnen eindringen. Diese aber standen zu rechter Zeit vorsichtig von der Verfolgung ab, dankten Gott für den Sieg, und sammelten die Beute. Am meisten freuten sie sich über die zwei wieder eroberten Büchsen von Luzern. Der Feind hatte mehr Todte auf dem Schlachtfelde zurück gelassen, als ihm Eidsgenossen entgegen gestanden waren.

XLII. Zweiter Zug ins Hegau. Schlacht bei Frastenz. (20. Aprill 1499.)

Die Eidsgenossen unternahmen nun einen zweiten Zug ins Hegau. Sie fanden wenig Widerstand, verübten viele Grausamkeiten, und stritten sich oft um die Beute. Aus dem eroberten Städtchen Chiengen mußten die Einwohner und Krieger in bloßem Hemde, ein Stück Brod in der einen und einen Stab in der andern Hand, durch die Reihen der Schweizer ausziehen. Als den 29. Aprill das Städtchen

Blumensfeld überging, wurde der Besatzung freier Abzug gestattet, und den Einwohnern erlaubt, ihr Kostbarstes, so viel jeder tragen möchte, mit sich zu nehmen. Herr von Roseneck, ein bitterer Schweizer-Feind, war allein von der Begnadigung ausgenommen. Da lud ihn seine Gattin auf den Rücken, und trug ihn aus dem Schlosse. Von dieser Frauentreue gerührt, erlaubten ihr die Sieger, auch noch ihren Schmuck mitzunehmen.

Wenige Tage nach dem Treffen beim Bruderholz war auch an den Bündner-Grenzen der Krieg wieder ausgebrochen. In einem der verschiedenen kleinen Gefechte, die hier vorfielen, zeichnete sich Hans Wala von Glarus aus. Tief eingedrungen in die feindliche Schar, sah er sich plötzlich von den Seinigen abgeschnitten und von zwanzig Reitern umringt. Er warf mehrere aus dem Sattel, bis er endlich an Niklaus von Brandis sich ergab, der den tapfern Mann hinter sich auf das Pferd nahm, und ihn nach Feldkirch brachte, wo man ihn mit einem ehrenvollen Zeugnisse wieder entließ. Diese Großmuth vergalt den Eidsgenossen dadurch, daß sie den Sohn des Brandis, der bei Baduz in ihre Gewalt gerathen war, ohne Lösegeld in Freiheit setzten.

Das Oestreichische Hauptheer hatte zwischen der Ill und dem Berge Lanzengast ein sehr festes Lager bezogen. Die Eidsgenossen, zehn tausend Mann stark, beschloßen, es anzugreifen. Den 20. April 1499 erstieg Heinrich Wölleb von Uri mit zwei tausend Mann den steilen Berg, um das Lager zu umgehen. Zwei tausend Oestreicher, auserlesene Mannschaft, hatte die Höhe besetzt. Erst nach einem blutigen Kampfe gelang es den Eidsgenossen, den Feind zum Weichen zu bringen. Jetzt halfen dem Oestreichischen Heere die Verschanzungen nichts mehr. Es zog sich hinter dieselben zurück, und stellte sich, bei vierzehn tausend Mann stark, auf einer Ebene in keilförmige Schlachtordnung. Die Eidsgenossen, mit denen sich nun Wölleb wieder vereinigt hatte, rückten zum Angriffe vor. Als der Feind sein zahlreiches Geschütz losbrannte, ließen sich die Schweizer auf die Kniee nieder, so daß die Schüsse ohne Schaden über sie hingingen. Nur der tapfere Wölleb war stehen geblieben, und fiel tödtlich verwundet. Sterbend rief er: „Wacker dran, liebe Eidsgenossen; Gott wird mit euch sein; der Sieg ist euer!“ Vom dichten Rauche begünstigt, stürzten die Schweizer in

die feindlichen Scharen. Tapfer hielten diese Stand. Da zogen die Eidsgenossen, als wollten sie den Rückzug bilden, sich enger zusammen. Die Oestreicher trennten aber ihre feste Ordnung, um sie zu verfolgen, und konnten nun ihrem erneuerten, schrecklichen Angriffe nicht mehr widerstehen. Alles ergriff die Flucht. Tausende fielen durchs Schwert, oder ertranken in der nahen Ill. Die Beute der Eidsgenossen war groß; die Zahl ihrer Todten gering, die der Verwundeten aber beträchtlich. Aengstlich harrten die Wallgauer auf den Ausgang der Schlacht bei Fraßenz, weil sie den Eidsgenossen den Eid der Treue gebrochen hatten. Alles jubelte, als der erste bei Feldkirch aus der Ill gezogene Leichnam ein Schweizer war; aber bald kamen weit mehr todte Oestreicher geschwommen, und Flüchtlinge verkündigten den Ausgang der Schlacht. Da gingen in langem Zuge Priester und Greise, Weiber und Kinder dem siegreichen Heere mit kläglichem Geschrei entgegen, und flehten um Gnade. Mitleid mit dieser hilflosen Schar, deren Beschützer und Versorger in der Schlacht gefallen waren, bewegte die Eidsgenossen so, daß manche Thräne floss. Sie begnügten sich mit einer Brandschatzung von acht tausend Gulden, und nahmen zur Sicherheit Geißeln mit.

XLIII. Schlacht auf der Malser-Heide im Tyrol. (22. Mai 1499.)

Dritter Zug ins Hegau. (Ende Mai 1499.)

Der Kaiser Maximilian, erzürnt über das Kriegsglück der Eidsgenossen, beseitigte schnell eine Fehde in den Niederlanden, die ihn bisher beschäftigt hatte, und eilte nun in die obern Lande, den Krieg gegen die Eidsgenossen mit größerem Nachdrucke zu führen, und in eigener Person gegen die „gottlosen Bauern“ zu streiten. Er ließ gegen die Schweizer predigen, wie gegen die Türken, die Feinde der Christenheit. Zahllose Scharen strömten herbei, ihm zur Rache an den Eidsgenossen behülflich zu sein. Diese aber rüsteten sich unerschrocken zur kräftigsten Gegenwehr. Sie verstärkten die Besatzungen, und baten den König von Frankreich um Beistand, und sandten Boten, das versprochene Geschütz zu holen.

An den Grenzen Bündtens brach der Krieg zuerst wieder aus. Die Tyroler hatten auf der Malser-Heide, einer schönen, fruchtbaren Ebene an der Etsch, ein sehr festes Lager bezogen. Sie waren zwölf tausend Mann stark und mit Geschütz wohl versehen. Von hier aus fielen sie in das Engadin ein, plünderten, und führten Geiseln mit sich fort. Da brachen die Bündtner, acht tausend Mann stark, in zwei Abtheilungen gegen das Lager auf. Der eine Heerhaufen bestieg den 22. Mai 1499 in der Nacht den Schlingenberg, den Feind zu umgehen. Der andere sollte auf ein Zeichen, daß jener die Höhe erreicht habe, von vorn angreifen. Gegen Sonnenaufgang erreichten die Bündtner nach großer Anstrengung die Spitze des Berges, die der Feind zu vertheidigen unterlassen hatte. Sogleich gaben sie das verabredete Zeichen, eilten den Berg hinab, und griffen den Feind an, dessen Heer in drei Haufen getheilt war. Sie fanden tapfern Widerstand. Endlich gelang es ihnen den ersten Haufen zum Weichen zu bringen; allein er zog sich auf den zweiten zurück, und noch heftiger entbrannte der Kampf. Das feindliche Geschütz brachte den Bündtnern großen Verlust. Nur nach den größten Anstrengungen gelang es ihnen endlich, auch diese feindliche Heeresabtheilung zum Weichen zu bringen; allein nun stand noch der dritte Schlachthaufen da, fest und undurchdringlich, und zu ihm sammelten sich die Geschlagenen. Vergeblich hofften die Bündtner auf die Ankunft ihrer Hauptmacht. Ihr Befehlshaber Dietrich Freuler von Schwyz hielt sie unnützer Weise auf. Es schien Alles verloren. Benedict Fontana selbst, der tapfere Anführer der Bündtner, war so verwundet, daß er mit der einen Hand die hervortretenden Eingeweide halten mußte, während des er mit der andern noch eine Zeit lang das Schwert führte. Mit den Worten sank er hin: „Wacker dran, liebe Bundesgenossen! Erschrecket nicht über meinen Fall! Ich bin nur Ein Mann. Rettet das Vaterland und euere Bünde!“ Endlich nachdem das Häuflein fünf Stunden lang gestritten, langte die Hauptmacht an, und mit dem Klange ihrer Hörner kamen Schrecken, Verwirrung und Flucht in die feindlichen Reihen. Vier tausend Tyroler bedeckten das Schlachtfeld; aber auch die Bündtner zählten zwei hundert Tödt, und sieben hundert Verwundete. Freuler entging dem allgemeinen Unwillen durch die Flucht. Die Beute war beträchtlich an Fahnen, Büch-

sen, Gewehren, Harnischen und vielen Wagen mit allerlei Kriegsbedürfnissen.

Gegen Ende Mai unternahmen die Eidsgenossen den dritten Streif- und Raubzug ins Hegau. Sie fanden wenig Widerstand im offenen Felde, und verheerten aufs grausamste, was in den frühern Zügen noch verschont geblieben war.

XLIV. Schlacht bei Dornach.

(22. Juli 1499.)

Nachdem der Kaiser Maximilian von einem verunglückten Feldzuge nach dem Engadin, wo Hunger und Ermattung seinem Heere den größten Schaden gethan hatten, zurück gekehrt war, bedrohte er mit einem starken Schwäbischen Heere von Konstanz aus das Thurgau. Darum verlegten die Eidsgenossen ihre Hauptmacht dahin. Diesen Umstand wollte der kaiserliche Feldherr im Elsaß, Graf Heinrich von Fürstenberg, benutzen, und von einer andern Seite her in die Schweiz eindringen. Mit funfzehn tausend Mann lagerte er sich vor Dornach. In sorgloser Sicherheit überließen sich die Kaiserlichen der Freude und dem Vergnügen. Die einen zechten, die andern spielten, oder badeten in der Birs. Man warnte den Feldherren; aber spottend gab er zur Antwort: „Es wird doch nicht Schweizer schneien; viele sind im Schwarloch; wer sich aber fürchtet, der kann ja den Panzer anziehen, oder heim gehen.“ Inzwischen hatte die Besatzung in Dornach Eilboten nach Solothurn geschickt, und sogleich zogen die Solothurner unter dem Schultheißen Niklaus Kunrad aus, und mahnten die Eidsgenossen. Eilig kamen Rudolf von Erlach mit tausend Bernern und Caspar Göldli mit vier hundert Zürchern. Als die Eidsgenössischen Anführer die Sorglosigkeit der Feinde bemerkten, beschlossen sie, der geringen Anzahl ihrer Mannschaft ungeachtet doch sogleich anzugreifen. Den 22. Juli 1499 zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags rückten sie, nachdem sie gebetet, still durch den Wald. Sie kamen unbemerkt dem Feinde so nahe, daß sie den Lärm der Freude im Lager vernehmen, und einzelne Worte verstehen konnten. Da drangen sie plötzlich hervor. Viele Feinde wurden wehrlos beim Spiele, beim Weine, ja einige in Badekitteln erschlagen. Der Feldherr selbst fiel im

ersten Angriffe. Nach und nach aber sammelten und bewaffneten sich die Feinde, und rückten geordnet heran. Jetzt wurde es dem Häuflein Eidsgenossen immer schwerer sich der Uebermacht zu erwehren. Viele fielen. Die Schlacht schien verloren. Einige ergriffen die Flucht. Da erscholl plötzlich das Feldgeschrei einer neuen Schar. Es waren zwölf hundert Mann von Luzern und Zug. Vergebens hatten feige Flüchtlinge diesen Zuzügern gerathen, nicht weiter zu ziehen, denn es sei Alles verloren. Sie wollten lieber mit ihren bedrängten Brüdern sterben, als sie in dieser Noth verlassen. Der Feldprediger von Zug eilte voraus, und rief den Kampfsenden zu: „Seid tapfer, liebe Eidsgenossen, meine Herren von Luzern und Zug sind da, euch zu helfen!“ Mit frischem Muth drangen sie in den Feind, der voll Schrecken nach kurzem Widerstande floh. Drei tausend Pestreicher und sechs hundert Eidsgenossen bedeckten das blutige Schlachtfeld. Die Sieger erquicken sich an den reichen Vorräthen des Lagers, und theilten die schöne Beute.

Mit dieser Schlacht endigte der Schwaben-Krieg, nachdem mehr als zwanzig tausend Menschen das Leben verloren hatten, mehrere tausend Ortschaften und Schlösser im Rauche aufgegangen, und die Gegenden des Kriegsschauplatzes aufschreckendste verheert worden waren. Der Kaiser war geneigt zum Frieden, und auch den erschöpften Eidsgenossen konnte nichts willkommener sein, als Ruhe. Den 22. Septbr. 1499 wurde der Friedensvertrag geschlossen. Eine Folge dieses Krieges war es, daß im Jahre 1501 Basel und Schaffhausen in den Bund aufgenommen wurden.

XLV. Mailändische Feldzüge.

Verrath der Schweizer zu Novarra an Herzog Sforza. (1500.)

Zur Zeit des Schwaben-Krieges entstand ein Streit um den Besitz des Herzogthumes Mailand zwischen Ludwig Sforza, dem regierenden Herzoge daselbst, und dem Könige Ludwig XII. von Frankreich, der auf das Mailändische Gebiet gerechte Ansprüche zu haben behauptete. Beide Fürsten bewarben sich eifrig um die Gunst und Hülfe der Eidsgenossen, und sparten keine Verheißungen und kein Geld, diesen Zweck zu erreichen. Noch während des Schwaben-Krieges

ließen viele Schweizerische Miethlinge gegen den Willen der Obrigkeiten dem Französischen Heere zu, und es gelang dem König, den Herzog zu vertreiben, und sich des ganzen Herzogthumes mit Ausnahme des Veltlins zu bemächtigen. Da forderten die Eidsgenossen von ihm für Uri die Stadt und Herrschaft Vellenz zurück; allein da er nun ihrer Hülfe entbehren zu können meinte, wollte er nichts davon hören. Sogleich benutzte Sforza den Unwillen der Schweizer, und bat sie um Beistand. Noch ehe aber die Tagsakung über sein Begehren sich berathen hatte, waren ihm schon mehr, als fünf tausend Eidsgenossen zugelaufen. Schnell eroberte er mit ihrer Hülfe sein Reich wieder. Auch die Stadt Novarra nahm er wieder ein, mit Ausnahme des Schlosses, in das sich die Französische Besatzung zurück gezogen hatte. Inzwischen aber eilte der Landvogt von Dijon in die Schweiz, vertheilte Geld in Menge, und bald hatte er, zum Theil gegen den Willen der Regierungen, ein Heer von vier und zwanzig tausend Eidsgenossen für den König gesammelt. Mit diesen und einem Französischen Heere rückte er vor Novarra. Da erklärten die Mailändischen Eidsgenossen, sie würden nicht gegen ihre Brüder schlagen, und brachen auf zum Abzuge. Aus Mitleiden erlaubten sie dem schändlich verrathenen Herzoge verkleidet mit ihnen die Stadt zu verlassen. Kaum aber waren sie draußen, so mußten sie Halt machen. Der Landvogt von Dijon sprengte durch ihre Reihen, und verlangte den Herzog. Endlich bot er Geld. Da verrieth Rudolf Turmann von Uri den Unglücklichen. Er wurde nach Frankreich gebracht, und endigte sein Leben nach mehreren Jahren erst in einem entsetzlichen Kerker, nicht ohne Reue über seine Verbrechen; denn durch Mord hatte er sich auf den Thron erhoben. Turmann wurde in seiner Heimat für seinen Verrath mit dem Schwerte hingerichtet.

XLVI. Zweite Belagerung von Novarra und Schlacht daselbst. (1513.)

Es ließen sich die Eidsgenossen während des Streites um Mailand verleiten, bald mit den Mailändern gegen Frankreich und bald wieder mit diesem gegen jene sich zu verbünden. Wer es an reichlichen Bestechungen der Großen nicht fehlen ließ, und guten Sold pünktlich zahlte, der konnte ihres au:

genblicklichen Beistandes gewiß sein; so bald es aber an dem einen oder andern fehlte, war auch niemand unzuverlässiger, als sie. Ja, es geschah, daß sogar Eidsgenossen gegen Eidsgenossen im Solde fremder Fürsten fochten. Bei diesen Umtrieben in der Schweiz zeichnete sich besonders Matthäus Schinner aus, Bischof zu Sitten im Wallis, ein ränkesüchtiger Mann, der die Eidsgenossen für den Papst gegen Frankreich zu gewinnen suchte. Nachdem nämlich König Ludwig mit Hülfe der Schweizer ganz Mailand eingenommen hatte, wurde er dieser geldgierigen Bundesgenossen müde, und fing an, sie schlecht und unregelmäßig zu bezahlen. Dieß benutzte Schinner zu Gunsten des Papstes, dem die Nachbarschaft der Franzosen in Italien nicht angenehm war. Mit einer Summe von fünf und dreißig tausend Dukaten hatte er bald bewirkt, daß zwanzig tausend Eidsgenossen über das Gebirge zogen. Die Franzosen wurden aus der Lombardei verjagt, und der junge Herzog Maximilian Sforza bestieg den Thron seines von den Eidsgenossen verrathenen Vaters. Allein schnell sammelte der König von Frankreich ein Heer von sechszehn tausend Mann geübter Truppen, unter denen auch eine Schar treuloser Eidsgenossen sich befand. Unter erfahrenen Feldherren rückte dieß Heer heran. Maximilian befand sich bald in einer schlimmen Lage. Er hatte mehr nicht, als vier tausend Eidsgenossen in seinem Solde. Mailand huldigte den Franzosen, und diesem Beispiele folgte so gleich das ganze Land, Como und Novarra ausgenommen. Es blieb dem Herzoge nichts übrig, als mit seinen Schweizern und einer kleinen Schar Lombardischer Reiterei sich nach Novarra zurück zu ziehen, wo er auch bald von den Franzosen belagert wurde. Treu und tapfer hielten sich die Eidsgenossen. Schon aber hatten die Belagerer mit ihrem zahlreichen Geschütze die Mauern zusammen geschossen, so daß die Schweizer zum letzten Ausfalle und Kampfe sich rüsteten, als die Franzosen die Belagerung aufhoben, und in einiger Entfernung von der Stadt ein Lager bezogen. Sie hatten nämlich Nachricht erhalten, daß ein Eidsgenössisches Heer sich nahe. Die Eidsgenossen, die zum Entsätze ihrer Brüder heranrückten, waren auf dem Marsche durch angeschwollene Gewässer und andere Hindernisse aufgehalten worden. Als aber in Arona fünf tausend beisammen waren, beschloßen sie, den Belagerten zu Hülfe zu eilen, und zogen

bald unter lautem Jubel in Navarra ein. Schon am folgenden Tage den 6. Juni 1513 rückten nun, ohne länger auf den Zuzug der übrigen zu warten, neun tausend Eidsgenossen, nachdem sie sich durch Gebet ermuthiget hatten, aus den Thoren der Stadt gegen den überlegenen, aber sorglosen Feind. Der Herzog ritt in ihrer Mitte. Sobald sie der Franzosen ansichtig wurden, begann ein mörderischer Kampf. Schrecklich donnerte das Französische Geschütz. Laut ermahnte Hans Keller von Bülach, der die Eidsgenössische Hauptmacht führte, die Seinigen, „vor der Menge der Feinde nicht zu erschrecken, sondern gleich den Vätern dem Vaterlande Ehre zu machen, für erlittene Beleidigungen sich zu rächen, und den Herzog wider ungerechte Gewalt zu schützen.“ Immer heftiger entbrannte der Kampf. Bald wichen diese, bald jene. Nicht mehr mit Streitart und Hellebarde, sondern mit Dolch und Messer wurde gefochten. Voll Entsetzen über solch unerhörten Kampf, floh der Herzog mit seinen Reitern nach Navarra zurück. Endlich brach ein Haufe der Eidsgenossen, nachdem er die Reiterei zum Weichen gebracht hatte, von der Seite her in die Reihen des Französischen Fußvolkes, und gab der Schlacht den Ausschlag. Das feindliche Heer gerieth in Verwirrung, und suchte sein Heil in der Flucht. Acht tausend Franzosen lagen auf dem Schlachtfelde; aber auch die Eidsgenossen hatten, vorzüglich durch das Geschütz, funfzehn hundert Mann verloren. Erst am Abend des Schlachttages und am Tage nachher kamen die übrigen Eidsgenossen an, und alle waren äußerst betrübt, daß sie die Gefahr und den Ruhm nicht hatten mit der kleinen Heldenschar theilen können.

XLVII. Schlacht bei Marignano.

(13. und 14. September 1515.)

Während des König Ludwig XII. sich rüstete, die Eidsgenossen wieder aus Italien zu vertreiben, starb er, und Franz I. bestieg den Thron. Mit einem Heere von etwa funfzig tausend zum Theil geübten Kriegern drang dieser Fürst kühn bis nach Mailand vor. Die Eidsgenössischen Anführer waren uneinig. Der König hatte nämlich Friedensvorschläge gemacht, und große Summen versprochen, da er vernommen, daß ein neues Eidsgenössisches Heer heran ziehe. Bern,

Freiburg, Solothurn, Biel und Wallis nahmen diese Vorschläge an, und zogen mit etwa zwölf tausend Mann sogleich heim. Die übrigen Eidsgenossen verwarfen den Frieden, weil es ihnen entehrend schien, um schnöden Gewinnes willen die Bundesgenossen an die Franzosen zu verrathen. Das feindliche Heer hatte bei Marignano in der Nähe der Stadt Mailand ein festes Lager bezogen. In Mailand lagen die Eidsgenossen. Uneinigkeit herrschte auch da; denn auch von ihnen zeigten sich immer mehrere dem Frieden nicht abgeneigt, den Cardinal Schinner auf alle Weise zu verhindern suchte. Eben wurde Nachmittag den 13. September 1515 Kriegsrath gehalten, und die meisten Orte schienen den Friedensvorschlägen Gehör geben zu wollen, als plötzlich Lärm entstand. Es hieß, die Eidsgenössische Leibwache des Herzogs sei angegriffen worden, und der Feind stehe vor den Thoren. Alles griff zu den Waffen. Schinner selbst bestieg im Purpurleide sein Pferd, und eilte an der Spitze einiger hundert Reiter voran. Freudig folgten die Waldstätte, die übrigen ungern und langsam, im Ganzen bei vier und zwanzig tausend Mann mit acht leichten Büchsen. In drei Haufen rückten die Eidsgenossen gegen den Feind, der in sorgloser Sicherheit hinter seinen Wällen und Graben lag. Schon neigte sich die Sonne zum Untergange; dennoch wollte der Ungezügelter streitlustiger Krieger von Verschiebung des Angriffes auf den folgenden Tag nichts hören. Man warf sich nieder zum Schlachtgebete. Dann wurden die Büchsen losgebrannt, und die Freischaren eilten zum Angriffe. Werner Steiner, Landammann von Zug, Führer der Vorhuth, warf drei Erdschollen über die Häupter seiner Krieger mit den Worten: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Hier soll unser Kirchhof sein.“ Der König selbst eilte mit seinen Feldherren, die über diesen unerwarteten Angriff bestürzten Scharen zu ordnen; aber schon hatten die Schweizer die besten Truppen zum Weichen gebracht, die Wälle überstiegen, und drangen unwiderstehlich ins Lager ein. Erst gegen Mitternacht machte die völlige Dunkelheit dem blutigen Streite ein Ende. Weislich benutzten die Franzosen diese grauenvolle Nacht. Sie zogen ihr Heer enger zusammen, und ordneten ihr Geschütz vortheilhafter, während des die Eidsgenössischen Hauptleute, um ein großes Feuer versammelt, im Kriegsrathe sich stritten und zu keinem gemeinsamen

Beschlüsse kommen konnten. Kaum war der Tag angebrochen, da stürmte mit wildem Geschrei der größte der Eidgenössischen Haufen, Uri und Zürich an der Spitze, gegen das Mitteltreffen der Franzosen, das von zahlreichem Geschütze unterstützt war. Sie litten viel vom Geschützfeuer, und fanden tapfern Widerstand. Inzwischen hatten die beiden andern Schweizer Haufen die Flügel und den Nachtrab der Feinde in Unordnung gebracht. Nur das Mitteltreffen hielt noch immer Stand. Da erschallte plötzlich im Rücken der Eidgenossen das Schlachtgeschrei eines neuen Heeres. Es waren sechszehn tausend Venetianer, die den Franzosen zu Hülfe kamen. Jetzt gaben die Eidgenossen die Schlacht verloren. Sie nahmen das Geschütz in die Mitte, die Verwundeten auf die Schultern, und traten dann langsamen Schrittes und in stolzer Haltung mit eroberten Büchsen, Fahnen und Pferden den Rückzug an. Von Hunger, Ermattung und Blut entsetzt, zog so die Hauptmacht der Eidgenossen in Mailand ein, ohne vom Feinde ernstlich verfolgt zu werden; denn der König ehrte solche Tapferkeit, und seine Krieger bebten noch vor den weichenden Helden. Von zwölf tausend Todten, die das Schlachtfeld bedeckten, war der größere Theil Eidgenossen. Nachdem die Schweizer das Schloß zu Mailand mit funfzehn hundert Mann besetzt hatten, zogen sie niedergeschlagen heim. Den 29. November 1516 vereinigten sich endlich alle Orte, mit Frankreich den sogenannten ewigen Frieden zu schließen. Nach und nach verlor sich nun die Sucht, Schweizerblut um fremdes Geld zu verkaufen. Besonders Zürich, das in der Schlacht bei Marignano allein acht hundert Mann verloren hatte, weigerte sich dessen. Dazu trugen Ulrich Zwingli und seine Freunde viel bei, welche um diese Zeit anfangen, für die kirchliche Freiheit zu kämpfen.

XLVIII. Ulrich Zwingli in Zürich. (1519.)

Großes Verderben herrschte in der Kirche. Menschenfakungen hatten die reine Lehre des Christenthums verdrängt. Die Bibel war dem Volke und selbst weit den meisten Priestern nicht einmahl dem Nahmen nach bekannt. Der Gottesdienst bestand nur in glänzenden, unverständenen oder mißverständenen Ceremonien. Der Papst übte über Geistliche

und Weltliche eine unumschränkte Gewalt, so daß selbst die mächtigsten Fürsten sich vor ihm beugen mußten. Durch den Ablass, die Loskaufung von Sünden um Geld, erpreßte er in allen Ländern ungeheure Summen, und steigerte die sittliche Verderbenheit auf den höchsten Grad. Die Geistlichkeit sank durch Unwissenheit und Rohheit, durch schlechte Sitten und unersättliche Habsucht immer tiefer in der Achtung des Volkes. Schon früher hatten von Zeit zu Zeit erleuchtete und fromme Männer diesem Verderben zu wehren gesucht, aber ohne bleibenden Erfolg ihr Leben darüber eingebüßt. Jetzt aber war die Stunde der Erlösung gekommen. Ungesfähr zur gleichen Zeit, wie Luther in Deutschland, trat Ulrich Zwingli in der Schweiz als Reformator auf, ohne daß einer von dem andern etwas gewußt hätte. Zwingli, zu Wildhaus im Toggenburg geboren, studierte in Basel und bekleidete dort schon im achtzehnten Jahre eine Lehrerstelle. Dann wurde er als Pfarrer nach Glarus berufen. Als Feldprediger zog er zwei Male in den Jahren 1512 und 1515 mit den Glarnern nach Italien, und sah da mit eigenen Augen das tiefe Verderben des Volkes. Von nun an eiferte er gegen die herrschenden Verirrungen in Kirche und Staat. Von Glarus wurde er im Jahre 1516 nach Einsiedeln berufen. Statt der Wallfahrten, der Anbetung der Heiligen, der Verehrung der Reliquien und der Zuflucht zum Ablasse empfahl er hier Reinheit und Frömmigkeit und Anbetung Gottes und Jesu. Viele hörten ihn gern. Er ging noch weiter und forderte angesehene Kirchenhäupter, den Cardinal Schinner und den Bischof von Constanz namentlich auf, Hand ans Werk der so nothwendigen Kirchenverbesserung zu legen. Man gab ihm schöne Worte, und ließ Alles im Alten. Am Ende des Jahres 1518 wurde er zum Leutpriester am Grossmünster in Zürich erwählt. Am Neujahrstag 1519, an seinem sechs und dreißigsten Geburtstage, hielt er die erste Predigt daselbst. Kühn griff er in seinen Kanzelvorträgen alle Menschenfakungen an, und bewies aus der heiligen Schrift ihre Nichtigkeit. Man hörte ihn gern; doch gab es auch solche, die ihn bitter tadelten; allein nichts konnte ihn abschrecken von seinem edeln Vorhaben.

XLIX. Der Ablasskrämer Bernhardin Samson.

(Mai 1519.)

Papst Leo X. hatte durch den Bau der Peters-Kirche zu Rom seine Schätze erschöpft. Da fing er an, mit Ablassbriefen einen schändlichen Handel zu treiben. Nach der Schweiz schickte er den Barfüßer-Mönch Bernhardin Samson. Dieser rühmte sich, nicht nur die Seelen aus dem Fegfeuer erlösen, sondern jede Art von Sünden verzeihen, ja sogar solche Sünden vergeben zu können, die man erst noch zu begehen gedenke. Bereits hatte er in mehreren Städten und Cantonen große Schätze gesammelt, und wollte nun auch im Aargau sein schändliches Gewerbe fortsetzen; allein zu Bremgarten widersetzte sich der Decan Heinrich Bullinger beharrlich dieser Ablasskrämerei. Da wandte sich Samson nach Zürich, um ihn vor der Tagsatzung zu verklagen. Zwingli aber hatte die Zürcher bereits so übel gegen den Ablasskrämer und seinen Handel gestimmt, daß ihm der Rath, noch ehe er die Stadt betreten hatte, sagen ließ, „man bedürfe weder seiner, noch seiner Ware.“ Auch die Tagsatzung verbot ihm alles Ernstes seinen Handel in der Schweiz, und Samson mußte mit Spott und Hohn abziehen. Zwingli's Ansehen nahm nun mit jedem Tage zu, und seine Lehre fand immer mehr Eingang. Beinahe aber wäre der fromme Streiter Christi der Pest erlegen, welche in demselben Jahre noch in Zürich ausbrach. Nur mit genauer Noth konnte er gerettet werden.

L. Erste Disputation zu Zürich. (1523.)

Je größer Zwingli's Ansehen und Einfluß wurden, desto mehr zog er sich auch den Haß und die Feindschaft vieler zu, welche durch seine Neuerungen ihre Macht und Einkünfte einzubüßen besorgten. Der Bischof von Constanz und der General-Vicar Faber traten feindselig gegen ihn auf, und suchten ihn und seine Absicht zu verdächtigen. Andere Gegner, besonders die Mönche, erlaubten sich im Weichstuhle und selbst auf der Kanzel Schmähungen aller Art gegen die neue Lehre und ihren Verkündiger. Ja, es fehlte sogar nicht an verschiedenen Anschlägen, durch Gift und Dolch den verhassten Lehrer aus dem Wege zu räumen. Aerger:

liche Auftritte fielen selbst in Kirchen vor, indem Zwingli's Anhänger anfangen, öffentlich den Predigern zu widersprechen, wenn sie gegen ihn und seine Lehre eiferten. Um solchen Unordnungen abzuhelpen, erhielt Zwingli die Erlaubniß, den 29. Januar 1423 vor Gelehrten und Ungelehrten eine öffentliche Disputation zu halten, und die Wahrheit seiner Lehre aus der heiligen Schrift zu beweisen. Mehr als sechs hundert Fremde und Einheimische versammelten sich auf dem Rathhause zu Zürich. Zwingli vertheidigte und bewies seine Lehre aus dem Worte Gottes mit solchem Scharfsinn, daß seine Gegner alle verstummten. Der Rath faßte hierauf folgenden Beschluß: „Daß Meister Huldreich Zwingli fürfahren solle, wie bisher, das heilige Evangelium zu verkünden, und daß auch alle Leutpriester und übrigen Geistlichen zu Stadt und Land nichts anders predigen sollen, als was sie mit der heiligen Schrift erweisen mögen, und daß endlich alles Schmähren und Lästern bei scharfer Strafe abgethan und verboten sei.“ Nachdem dieser Rathsbeschluß verlesen war, erklärte Faber die Lehrrsätze Zwingli's für schriftwidrig. Er sollte diese Behauptung aus der Schrift beweisen, konnte es aber nicht, wofür ihm bitterer Spott zu Theil wurde.

LI. Zweite Disputation in Zürich. (20. October 1523.)

Große Fortschritte machte nun die Reformation. Zwingli und seine Freunde schonten keine Menschenfugung mehr, sondern suchten die Lehre Jesu immer mehr von aller menschlichen Zuthat zu reinigen. Zuerst wurde die Messe angegriffen und statt ihrer die Feier des heiligen Abendmahles in seiner evangelischen Einfachheit empfohlen. Ein großer Theil des Volkes ließ sich bald überzeugen und begehrte die Abschaffung der Messe. Zwingli aber wollte die Schwachen nicht ärgern und reizen, und rieth zur Geduld. Zu derselben Zeit erschien eine Druckschrift von Ludwig Heker, worin die Bilderverehrung angegriffen, und in ihrer Verwerflichkeit mit siegreichen Gründen dargestellt war. Da ließ sich der Schuster Niklaus Hottinger verleiten in Stadelhofen ein zierlich geschnitztes Christus-Bild umzuwerfen. Er wurde für diese freche That ins Gefängniß gesetzt. Bald aber wurden in verschiedenen Kirchen Heiligthümer umgestürzt und zerbrochen. Da ord-

nete der Rath ein zweites Religionsgespräch über die Messe und die Bilder an. Den 26. October 1523 versammelten sich wohl neun hundert Gelehrte und Ungelehrte auf dem Rathhause zu Zürich. Zwingli's Gegner wurden namentlich aufgerufen, aus der heiligen Schrift die Bilder und Messe gegen den Reformator zu vertheidigen, und zu beweisen, daß derselbe ein Ketzer sei, wie sie ihn oft gescholten hatten; allein alle verstummten, und die meisten bekannten ihre Unwissenheit und versprachen Besserung. Für ein Mahl aber wurde bloß beschlossen, daß keine neuen Bilder mehr aufgestellt, die geschenkt aber von den Gebern weggenommen werden dürften. Auch mit der Abschaffung der Messe zögerte man noch eine Zeit lang. In der Mitte des folgenden Jahres aber wurden die Bilder völlig abgeschafft, so wie die Prozessionen und Wallfahrten. Im November desselben Jahres erfolgte die Aufhebung der Klöster zu Stadt und Land, und im April 1525 endlich auch die Beseitigung der Messe und die Einführung des heiligen Abendmahls nach seiner ursprünglichen Einfachheit.

LII. Disputation zu Baden. (22. Mai 1526)

Die raschen Fortschritte, welche die Reformation in Deutschland und in der Schweiz machte, verursachten aber auch manche bedauerliche Bewegung unter dem Volke. Thomas Münzer, ein Prediger aus Sachsen, wollte eine neue Kirche gründen, deren Parteizeichen die Taufe der Erwachsenen (Wiedertaufe) war. Seine Schwärmerei verursachte in Deutschland verderbliche Aufstände, welche nicht ohne vieles Blutvergießen gestillet werden konnten. An ihn hatten sich in der Schweiz Conrad Grebel von Zürich, Felix Manz und andere angeschlossen. Ihre Anhänger forderten Erlassung des Zehnten, freien Handel und Gewerbe, versagten der Obrigkeit den Gehorsam, und überließen sich vielen Ausschweifungen. Zwingli hielt eine Disputation gegen sie, und suchte sie zu belehren, aber umsonst. Sie achteten keine Gesetze und Ordnung mehr, überließen sich unglaublichen Ausschweifungen, und so weit ging ihr Wahnsinn, daß im St. Gallischen einer seinen leiblichen Bruder im Beisein der Eltern und Geschwister enthauptete. Da schritt die Obrigkeit in Zürich zu blutiger Strenge. Felix Manz wurde den 5. Januar 1527

ertränkt, und einige andere gestäupt und des Landes verwiesen. Zu diesen und andern Unruhen im Canton Zürich kam noch die Erbitterung der meisten Eidsgenössischen Stände, und besonders der Bergcantone gegen die Reformation. Mit Schmerzen sahen sie, daß Zürich dem alten Glauben nicht wieder zu gewinnen sei. Da beschloßen sie eine Disputation in Baden zu veranstalten, und beriefen als Vertheidiger ihres Glaubens den Doctor Eck aus Ingolstadt, der schon ein Mahl von Luther in einem Religionsgespräche besiegt worden war. Zwingli aber ging nicht nach Baden, weil er alle Ursache hatte, seinen leidenschaftlichen Gegnern die schlimmsten Absichten gegen seine Person zuzutragen. Dekolampad von Basel trieb an seiner Statt den frechen Doctor Eck durch bündige Schriftbeweise in die Enge. Dessen ungeachtet eignete sich die päpstliche Partei den Sieg zu; allein die Ergebnisse dieser Disputation wurden den Cantonen nicht einmahl schriftlich mitgetheilt, was man gewiß nicht unterlassen hätte, wenn dieselben rühmlich für die päpstlich Gesinnten gewesen wären.

LIII. Disputation zu Bern. (6. Juni 1528.)

Die Berner hatten nach der Disputation zu Baden beschloßen, beim alten Glauben zu bleiben, und selbst ihrem Reformator Haller befohlen, wieder Messe zu lesen. Allein da ihnen später die Acten verweigert wurden, und der Unterschreiber Thomas von Hofen nach der Wahrheit den ganzen Hergang erzählte, wurden sie wieder andern Sinnes, und erlaubten von Neuem die freie Predigt des Evangeliums. Als aber dadurch große Bewegung im Lande entstand, ordneten sie auf den 6. Januar 1528 eine Disputation in der Hauptstadt an, die von Zwingli und seinen Freunden, so wie von vielen andern Geistlichen aus der Schweiz und aus Schwaben besucht wurde. Von Basel kam Dekolampad, von Straßburg Kapito und Buzerius. Die Eidsgenossen, die Bischöfe und fremde Gelehrte wurden eingeladen. Der Cantonsgeistlichkeit wurde bei Verlust der Pfründen geboten zu erscheinen. Die fünf innern Orte verwarfen die Einladung mit Bitterkeit, und schlugen sogar den reisenden Gelehrten sicheres Geleit durch ihr Gebiet ab. Nur unter

dem Schutze von drei hundert bewaffneten Zürchern und einer Abtheilung Berner wagten es Zwingli und seine Freunde von St. Gallen und aus mehreren Deutschen Städten nach Bern zu reisen. Bei diesem Religionsgespräche zeigte sich die Unwissenheit der höhern und niedern Geistlichkeit in ihrer ganzen Größe. Ein Priester von Solothurn schrieb: „Unsere Niederlage ist entschieden. Sie hätte abgewendet werden können, wenn unsere Bischöfe den Wissenschaften so eifrig zugethan wären, als der Piederlichkeit.“ Die Folge der Disputation und der Predigten, welche Zwingli und andere Prädikanten täglich im Münster hielten, war, daß Bilder und Messen sogleich abgeschafft wurden. St. Gallen, Basel und Schaffhausen folgten bald nach, und zum Theil auch Glarus, Appenzell, Graubünden und das Thurgau.

LIV. Der erste und zweite Cappeler-Krieg. (Juni 1529 — 1531.)

Die Erbitterung zwischen den katholischen und reformirten Ständen wurde immer größer. Die fünf innern Orte gingen in ihrem blinden Hasse gegen die Reformirten so weit, daß sie mit Oestreich ein Bündniß zum Schirme des alten und zur Tilgung des neuen Glaubens schlossen. Dieß erregte den größten Unwillen, und als nun die Schwyzer den Pfarrer Jakob Kaiser zu Schwerzenbach, weil er im Gaster gepredigt hatte, gefangen nahmen und lebendig verbrannten, da schien den Zürchern das Maß der Kränkung voll, und das Zürcher-Banner brach im Juni 1529 nach Cappel auf. Die fünf Orte mit Wallis lagerten sich im Baarer-Boden. Doch gelang es der Beredsamkeit des Hans Aeppli, Landammann von Glarus, noch ein Mahl das Blutvergießen zu verhindern. Allein die gegenseitige Erbitterung, weniger des Volkes als der Großen, blieb, und wurde durch gegenseitige Neckereien und leidenschaftliche Schritte von beiden Seiten bald wieder auf den höchsten Grad gesteigert, besonders da Zürich den fünf Orten seinen Kornmarkt verschloß. Jetzt konnte nur die Schärfe des Schwertes entscheiden. Acht tausend Mann aus den fünf Orten, aus Wallis und den Italiänischen Vogteien rückten im October 1531 von Neuem ins Feld, und zogen sich in Zug zusammen. In Zürich herrschten Unentschlossenheit und Mißtrauen. Kaum tausend

Mann standen bei Cappel dem Feinde gegenüber. Am 11. October endlich brach das Stadtbanner unter Rudolf Lavater, Landvogt von Kyburg, auf, aber nur von sieben hundert, statt von vier tausend Mann begleitet, und in solcher Eile, daß die Mannschaft nicht einmahl beeidigt werden konnte. Zwingli zog als Feldprediger, bewaffnet und zu Pferde mit. Schon am Albis vernahm man den Donner des Geschüßes. Es war bereits ein Angriff geschehen. Georg Göldlin, Anführer der Zürcherischen Grenzwaſche, hätte ſich erhaltenen Befehlen zuſolge beim Anmarsch der Feinde in die feſte Stellung am Albis zurück ziehen ſollen; allein er ließ ſich in ein unbesonnenes Gefecht mit dem überlegenen Feinde ein. Er entging dem Verdachte der Verrätherei nicht, beſonders da ſein eigener Bruder im feindlichen Heere ſtand. Endlich hatte das Stadtbanner den Albis erſtiegen. Kluge Führer meinten, man müſſe hier Halt machen, den Berg beſetzen, das Häuflein der Zürcher an ſich ziehen, und in dieſer feſten Stellung Verſtärkung erwarten. Zwingli aber war anderer Meinung. „Ich einmahl,“ ſagte er, „will im Nahmen Gottes hin zu dieſen biedern Leuten und mit ihnen und unter ihnen ſterben, oder ſie retten helfen!“ Ihm folgte man. Erſt um vier Uhr Abends wurde das Schlachtfeld erreicht. Schlechte Ordnung herrſchte im Zürcher: Heere. Schon neigte ſich die Sonne zum Untergange. Da führte ein Theil der Zürcheriſchen Mannſchaft eine nothwendige Bewegung höchſt unzweckmäßig aus. Das bemerkte der Feind, und griff ſogleich an. Bald gerieth das Zürcher: Heer in die größte Unordnung, und vergeblich war nun die ausgezeichnete Tapferkeit einzelner. Alles löſte ſich in wilder Flucht auf. Zwingli, einer der Lezten auf dem Schlachtfelde, fiel von einem Steine, dann von einem Speere getroffen. Lebend noch, aber ſprachlos, mit gefalteten Händen betend, fanden ihn die plündernden Feinde, und da er ſich weigerte, die Heiligen anzurufen, empfing er den Todesſtreich. Mit Noth wurde das Zürcher: Banner gerettet. Ueber ſechs hundert Mann hatten den Tod gefunden. Doch ſchon am folgenden Morgen war der Albis von den Zürchern wieder ſtärker beſetzt, als vorher, und von allen Seiten eilten Hülfsſtruppen der befreundeten Städte herbei, und nöthigten bald den Feind, ſich an den Zuger: Berg zurück zu ziehen. Allein ſorgloſe Sicherheit und zügelloſe Unordnung brachten den Evangelischen nochmahl

empfindlichen Schaden. Fünf Tausend derselben ließen sich am Gubel zur Nachtzeit von einer geringen feindlichen Schar überfallen, und wurden geschlagen. Gegen tausend Mann sammt dem Anführer fanden den Tod. Da verließen viele das Heer, und die Katholischen brachen über den Hirzel ins Gebiet der Zürcher ein. Die Berner mit ihren Verbündeten zogen sich, nachdem sie einen Verwüstungszug in die freien Aemter gemacht hatten, zurück. Jetzt sahen sich die Reformirten gezwungen, einen für sie höchst nachtheiligen Frieden einzugehen, und an vielen Orten, namentlich in Solothurn und in den gemeinen Herrschaften, wurde nun der alte Glaube wieder mit Gewalt eingeführt.

LV. Schlacht bei Pavia.

(25. Februar 1525.)

Der Kampf um den Glauben beschäftigte indessen seit 1519 die Schweizer nicht so sehr, daß sie fremder Handel sich ganz entschlagen hätten. In Italien dauerte immer noch der Streit um Mailand zwischen Frankreich auf der einen und dem Kaiser und dem Papste auf der andern Seite fort. Franz I., König von Frankreich, wußte durch Schmeicheleien und Bestechungen ein Bündniß mit zwölf Cantonen zu erzielen, und es zogen ihm im Jahre 1522 sechzehn tausend Eidsgenossen zu. In einem tollkühnen Angriffe auf das besetzte Lager des kaiserlichen und päpstlichen Heeres bei Bicocco verloren sie drei tausend Mann und zwei und zwanzig Hauptleute, und mußten sich, obschon vom Feinde nicht verfolgt, zurück ziehen. Mißvergnügt und entmuthiget eilten sie der Heimat zu. Allein schon im Jahre 1524 zogen abermahls zwölf- bis funfzehn tausend Mann zum Französischen Heere. Aber eine pestartige Krankheit raffte viele dahin, und in der Schlacht am Flusse Sesia wurden sie gänzlich zerstreut, so daß kaum noch vier tausend in jämmerlichem Zustande wieder heim kamen. Im Jahre 1525 führte nun der König selbst ein auserlesenes Heer nach Italien, und abermahls ließen ihm viele tausend Eidsgenossen zu. Mailand wurde eingenommen und Pavia belagert, und hier kam es zu einer entscheidenden Schlacht. Das Französische Heer wurde vernichtet, der König selbst gefangen. Mehr als fünf tausend Eidsgenossen bedeckten das Schlachtfeld, und vier tausend andere vergaßen

so des Ruhmes ihrer Väter, daß sie sich gefangen gaben. So viele Unfälle nahmen endlich nach und nach den Eidsgenossen die Lust an den Italiänischen Kriegen.

LVI. G e n f u n d B a a t.

Genf war von uralten Zeiten her eine durch Lage, Gewerbsfleiß und Handel sehr bedeutende Stadt, deren Bürger durch Muth und Freiheitsinn sich auszeichneten. Lange Zeit aber sahen sie sich, früher durch die Grafen von Genf, die ein Schloß und gewisse Hohheitsrechte in der Stadt besaßen, und später durch den Bischof, der durch die Gunst der Deutschen Kaiser das Fürstenthum über Genf sich zu erwerben gewußt hatte, in ihren Rechten und Freiheiten gefährdet und gekränkt. Bald aber wurde ein neuer Gegner der Bürgerschaft noch gefährlicher, der Herzog von Savoien nämlich, den sie früher selbst unbesonnener Weise gegen die Grafen um Beistand angesprochen hatten. Schlau wußte dieser nach und nach die Rechte und Ansprüche der Grafen und des Bischofes an sich zu bringen, und suchte nun seiner Gewalt über die Stadt eine immer weitere Ausdehnung zu geben. Als sich die Bürger nicht fügen wollten, ließ er einst mehrere derselben, da sie durch Savoien reisten, gefangen nehmen, und unter dem Vorwande, sie hätten an einer Verschwörung gegen den Bischof Theil genommen, hinrichten. Jetzt hielten sich viele Bürger selbst in der Stadt nicht mehr für sicher, und entflohen. Einer derselben, Philipp Berthelier, brachte dann im Jahre 1519 ein Bündniß zwischen Freiburg und seiner Vaterstadt zu Stande. Da drang der Herzog unversehens mit Heeresmacht in Genf ein, und entwaffnete die Bürgerschaft. Freiburg aber mahnte die Eidsgenossen, und sechstausend derselben zogen nach Savoien. Der Herzog erkaufte den Frieden, indem er den Freiburgern die Kriegskosten bezahlte, und den Genfern Vergessenheit alles Vorgefallenen, und Schutz bei ihren Rechten und Freiheiten versprach. Allein er hielt nicht Wort. Genf mußte seinen Bund mit Freiburg aufgeben, und Berthelier wurde hingerichtet. Sieben Jahre lang seufzte nun die Bürgerschaft unter dem drückenden Joche Savoischer Oberherrschaft. Da zeigten sich endlich Bern und Freiburg geneigt, der unterdrückten Stadt zu helfen. Sogleich aber eilte der Herzog

herbei, und zwang die Bürger mit Waffengewalt, seiner Herrschaft sich zu unterziehen. Kaum aber hatte er sich wieder entfernt, weil er ebenfalls in die Mailändischen Streitigkeiten verwickelt war, so errichteten die Genfer den 12. Mai 1526 einen Bund mit Bern und Freiburg, und verbannten die Savoisch Gesinnten, unter ihnen auch den Bischof. Aus Furcht vor den Eidsgenossen wagte es der Herzog nicht, die Stadt zu bekriegen. Allein nun verbündeten sich die Savoischen Edeln, besonders im Waatlande, gegen Genf. Sie prahlten in ihren festen Schlössern, „die Stadt mit Löffeln essen zu wollen, wie man eine Suppe esse.“ Sie nannten sich die Löffler oder den Löffelbund, und trugen einen Löffel als Feldzeichen am Hute. Als aber ihr Anführer zu Genf von beleidigten Bürgern erschlagen wurde, griffen sie zu den Waffen, und belagerten die Stadt. Da eilten zehn tausend Berner und Freiburger herbei, zerstörten manches Schloß in der Waat und entsetzten Genf. Zu St. Julian wurde dann 1530 Friede geschlossen unter der Bedingung, „wenn der Herzog oder sein Adel denselben wieder störe, so solle die Waat den Ständen Bern und Freiburg zufallen, würde aber Genf den Frieden brechen, so sei sein Bund mit den beiden Städten aufgehoben“. Kaum war diese Gefahr vorüber, so entstanden in Genf so heftige Religionsstreitigkeiten, daß es zu blutigen Händeln kam. Bern begünstigte die Reformation, Freiburg das Papstthum. Als aber die Mehrzahl der Bürgerschaft sich der Reformation geneigt zeigte, hob Freiburg 1534 seinen Bund mit der Stadt auf. Nun siegte die Reformation vollends. Der Bischof wurde abermahls vertrieben, die Bilder zerstört und die Messe abgeschafft. Da erhob sich nochmahls der Savoische Adel gegen die Stadt, und schloß sie ein. Mit sieben tausend Mann aber fielen die Berner unter Anführung des Seckelmeister Nägelin in die Waat ein, eroberten dieselbe fast ohne Schwertschlag in eilf Tagen und befreiten Genf. Auch in der Waat wurde nun die Reformation eingeführt und der Bischof von Lausanne vertrieben. Es währte indessen noch lange, bis Bern seiner Eroberung froh werden konnte, und noch mehrere Male mußte es für dieselbe zu Feld ziehen. Doch gelang es ihm zuletzt durch einen Vergleich und durch Zurückgabe einiger Besitzungen, besonders jenseits des Genfer Sees und der Rhone, Savoyen zufrieden zu stellen, und sich den ruhigen

Besitz der Waat für die Zukunft zu sichern. Mit Genf errichtete Bern 1536 ein Schutzbündniß auf fünf und zwanzig Jahre, das dann im Jahre 1557 in ein ewiges verwandelt wurde. Auch mit Zürich verbündete sich Genf im Jahre 1584; aber umsonst suchte es, ein zugewandtes Ort der Eidsgenossenschaft zu werden. Die katholischen Stände waren der reformirten Stadt äußerst abgeneigt, und auch die übrigen Orte scheuten die Verbindung mit Genf, das in seinem Innern von steten Unruhen bewegt war. Solche Unruhen verursachten zum Theil auch der Reformator Calvin und seine Gehülfen, da sie anders Denkende mit unerbittlicher Strenge verfolgten. Gleichwohl blühte Genf unter allen diesen Verwirrungen immer schöner auf, zeichnete sich bald durch Gewerbsfleiß, Kunst und Wissenschaft aus, und viele der Religion wegen aus Frankreich, England und Italien Verbannte fanden da einen willkommenen Zufluchtsort.

LVII. Der Borromäische oder goldene Bund. (1579 — 1586)

Der Glaubenszwist unter den Eidsgenossen und ihren Unterthanen in den gemeinen Herrschaften dauerte immer noch fort. Aus Solothurn hatten die reformirten Bürger schon im Jahr 1533 auswandern müssen, und in vier und dreißig Gemeinden des Cantons, die der Reformation sich zugeneigt hatten, war der katholische Gottesdienst wieder eingeführt worden. Nur der edle Schultheiß Wenge hatte damahls Blutvergießen unter der Bürgerschaft verhüten können, indem er sich entschlossen vor das Feldstück, womit seine katholischen Mitbürger auf die Reformirten zu feuern im Begriffe waren, gestellt und ausgerufen hatte: „Wenn Bürgerblut fließen soll, so fließe das meine zuerst!“ — Zu Locarno hatten sich die Reformirten entweder zur Rückkehr zum alten Glauben oder zur Auswanderung entschließen müssen. Viele hatten die Verbannung vorgezogen, und sechzig Haushaltungen waren den 3. März 1555 in strenger Kälte ausgewandert. Mehrere derselben hatten sich in Zürich niedergelassen, und dieser Stadt großen Vortheil gebracht, besonders durch die Einführung der Seiden-Fabrikation. Einige dieser Familien stehen daselbst jetzt noch in hohem Ansehen. Der Papst versäumte nichts, den Eifer der fünf Orte gegen die Reformirten rege

zu erhalten. Besonders durch den Cardinal Carl Borromäus, Erzbischof zu Mailand, ließ er in der Schweiz für sein Ansehen wirken. Der Cardinal stiftete zu Mailand im Jahre 1579 ein Seminar, Eidgenössische Priester in Römischen Sinne zu bilden. In der Schweiz selbst führte Borromäus den Capuziner-Orden ein, und verschaffte den Jesuiten zu Luzern und Freiburg Eingang. Ja, nach vielen Schwierigkeiten gelang es ihm sogar im Jahre 1579 eine beständige Nunziatur in der Schweiz zu errichten d. h. dem Papste das Vorrecht zu erringen, immer einen Gesandten in der Eidgenossenschaft zu halten, der eine geistliche Oberherrschaft ausübe. Dieser päpstliche Nunzius brachte denn auch schon im Jahre 1586 den so genannten Borromäischen oder goldenen Bund zwischen den Waldstätten, Zug, Freiburg und Solothurn zu Stande, dessen Hauptbestimmungen dahin lauteten, beim katholischen Glauben zu leben und zu sterben, und die Abtrünnigen zur Rückkehr zu zwingen, und wenn jemand von anders Glaubenden angegriffen würde, so sollen ihm die andern helfen, und kein älteres oder neueres Bündniß dürfe sie daran hindern. So war nun die Eidgenossenschaft in zwei große Parteien getrennt, was derselben mehr als Ein Mahl den Untergang drohte.

**LVIII. Kalenderstreit. Unruhen zu Mühlhausen.
Appenzells Theilung. Verdrängung der
Reformation im Wallis. Der schwarze Tod.
(1582 — 1629.)**

Es brach nun zwar siebenzig Jahre lang kein Krieg in der Schweiz aus; aber an beständigen Unruhen und heftigen Reibungen zwischen den Katholiken und Reformirten fehlte es nie. Im Jahr 1582 führte Papst Gregor XIII. einen verbesserten Kalender ein; allein die reformirten Stände weigerten sich, denselben anzunehmen, weil ihn der Papst empfahl. Die dadurch entstehende verschiedene Zeitrechnung verursachte große Verwirrung, besonders in den gemeinen Herrschaften, und beinahe hätte man in diesem Kalenderstreite zu den Waffen gegriffen.

Im Jahr 1586 bereitete die Bundesstadt Mühlhausen der Eidgenossenschaft eine neue Gefahr. Die Familie Zin-

niger hatte einen Prozeß verloren, und suchte sich dafür zu rächen. Sie wandte sich an die katholischen Orte. Als aber der Stadtrath eine Verwendung dieser letztern nicht berücksichtigen wollte, sondern bei seinem Entschiede blieb, erhielt er von den fünf Orten den Bundesbrief mit abgerissenen Siegeln zurück. Da entstand ein Aufruhr in der Stadt. Die Regierung wurde, weil sie an der Entzweiung mit den Eidsgenossen Schuld sei, entsetzt, und so hart behandelt, daß Zürich und Bern sich ihrer annahmen. Allein dieß hatte nur eine noch härtere Behandlung der entsetzten Räte zur Folge. Da griffen die Evangelischen Stände zu den Waffen. Unter Anführung Erlachs von Bern stürmten sie die Stadt den 15. Juni 1587, und nahmen sie ein nach einem nicht unbedeutenden Verluste. Die Rädelsführer wurden enthauptet, und hierauf Ruhe und Ordnung wieder hergestellt. Seit dieser Zeit aber blieb Mülhausen vom Bunde mit den katholischen Orten ausgeschlossen, und gelangte nie wieder zum Stimmrechte auf der Tagsatzung.

Im Canton Appenzell wurde die gegenseitige Erbitterung der Katholiken und Reformirten immer heftiger, so daß man sich endlich gezwungen sah, zur Theilung des Landes zu schreiten. Die Katholiken zogen mit Habe und Gut nach Innerrhoden, die Reformirten aber nach Auserrhoden. Diese Theilung blieb. Jeder der beiden Landestheile schickte Einen Gesandten auf die Tagsatzung; aber beide zusammen haben nur Eine Stimme, und sind sie verschiedener Ansicht, so wird ihre Stimme nicht gezählt. Bei der Theilung zählten die Katholiken 2782, die Reformirten 6322 Mann.

Im Wallis wurde die Reformation völlig unterdrückt, so daß, wer nicht zum alten Glauben zurück kehrte, das Land verlassen mußte, was aber nur Wenige thaten. Nicht einmal ein reformirter Ansäße wurde mehr geduldet.

In den Jahren von 1605 bis 1635 wüthete zu verschiedenen Malen der schwarze Tod, die Pest, auch in der Schweiz. Basel hatte schon im Jahre 1610 vier tausend, Zürich über fünf tausend Menschen durch diese verheerende Seuche verloren. Noch größer war die Sterblichkeit in Appenzell und im Toggenburg. Im Thurgau aber starben ganze Dörfer aus. Es sollen in dieser Landvogtei drei und dreißig tausend fünf hundert vier und achtzig, und in der

ganzen Eidsgenossenschaft über zwei Mahl hundert tausend Opfer dieser Krankheit gefallen sein.

LIX. Die Escalade zu Genf. (1602.)

Savoien hatte immer noch seine herrschsüchtigen Absichten auf Genf nicht aufgegeben. Verschiedene frühere Anschläge zur Eroberung der Stadt waren dem Herzoge Carl Emanuel I. durch die Dazwischenkunft der Berner vereitelt worden. Da beschloß er, in der Nacht vom 11. Dez. 1602 Genf plötzlich zu überfallen. Mit einem bedeutenden Heere näherte er sich der sichern Stadt. Drei hundert seiner kühnsten Krieger erstiegen nach Mitternacht in aller Stille auf mitgebrachten Leitern die Mauern. Der Anschlag schien gelungen. Doch zu rechter Zeit noch wurden die eingedrungenen Feinde von einer Schildwache bemerkt, die sogleich auf sie feuerte. Es entstand Lärm, und bevor die Savoyer eines Thores sich bemächtigen und die Ihrigen einlassen konnten, wurden sie von den herbeieilenden Bürgern herzhast angegriffen, und über die Mauern gesprengt oder getödtet. Der Herzog mußte sich zurück ziehen. So entging Genf glücklich der Escalade (Erstürmung). Bern sendete den Genfern sogleich Hülfsstruppen, und der Herzog sah sich genöthiget, Frieden zu schließen, und ließ von nun an die Stadt unangefochten.

LX. Bündtner - Unruhen. (1603 — 1619).

Dreißig Jahre lang wurde Bündten von den heftigsten Unruhen bewegt, und durch einen Bürgerkrieg, in den sich die Spanier, Franzosen, die Oestreicher und Schweizer mischten, mehr als Ein Mahl an den Rand des Verderbens gebracht. Spanien, welches damahls über Mailand herrschte, strebte, um mit den Oestreichischen Ländern in nähere Verbindung zu kommen, nach dem Besitze des Veltlins, das eine Bündtnerische Landvogtei war. Zur Erreichung dieses Zweckes suchte der Spanische Statthalter in Mailand das Bündtner - Volk gegen seine Regierung aufzuwiegeln. Es

gelang ihm dieß so, daß wirklich zu verschiedenen Mahlen bewaffnete Haufen in Chur eindrangen, um die Regenten als Landsverrätther zur Rechenschaft zu ziehen. Nur mit Mühe konnte die Ruhe scheinbar wieder hergestellt werden. Jetzt entstand ein Krieg zwischen Venedig, Oestreich und Mailand. Venedig war mit Zürich und Bern verbündet, und diese Stände suchten auch Bündten zu gewinnen, was hingegen Spanien zu verhindern sich alle Mühe gab. Nun entstand eine schreckliche Verwirrung im Lande, die um so schwerer sich heben ließ, da der heftigste Religionseifer sich einmischte. Gegen die Spanisch:Oestreichische oder katholische Partei erhoben sich die zahlreichen Reformirten in Bündten. Es gelang ihnen wirklich im Jahre 1618 das Uebergewicht zu erhalten. Sie setzten zu Thuzis ein so genanntes Strafgericht nieder. Das Haupt der Gegenpartei, Rudolf Planta, der mit seinen Anhängern entflohen war, wurde vogelfrei erklärt, der Bischof Johann von Chur seiner Würde entsetzt und aus dem Lande verbannt, der Landammann Zambra, ein Greis von vier und siebenzig Jahren, weil er unter den Martern der Folter gestanden, fremdes Geld bezogen zu haben, mit dem Schwerte gerichtet, der Erz:Priester Rusca aber, obwohl er unter allen Qualen seine Unschuld behauptet hatte, im Gefängnisse vergiftet und mancher um Geld gebüßt. In demselben Jahre, den 4. September kam zu diesen Unruhen noch das Unglück hinzu, daß der reiche Flecken Plürs und das Dorf Cilano im Thale Eleven, das die Bündtner, wie Bestlin und Worms durch Amtsleute regierten, durch einen Sturz des Berges Conto mit mehr als zwei tausend Menschen verschüttet wurden. Schon im folgenden Jahre aber erhob sich die katholische Partei wieder, setzte ein Strafgericht nach Chur und vergalt Gleiches mit Gleichem, konnte jedoch die gefaßten Beschlüsse nicht vollziehen; denn es bildete sich nun eine dritte Partei, die den Frieden ernstlich wollte, die frühern Strafgerichte und ihre Urtheile aufhob, und ein neues Strafgericht nach Davos setzte, das die vornehmsten Aufwiegler verbannte, und die fremden Gesandten aus dem Lande wies.

LXI. Beltliner-Mord. Streit um das Beltlin.
 Bündtens erste Unterjochung durch Oestreich.
 (1620 — 1622.)

Rudolf Planta und seine Anhänger dachten in ihrer Verbannung auf Rache. Sie warben einen Haufen Gesindel, und Jakob Robustelli wiegelte heimlich die katholischen Beltliner auf. In der Nacht vom 19. Juli 1620 kam er dann mit seiner Bande vor den Flecken Tirano, umzingelte denselben, und gab das Zeichen zum Ueberfalle. Die Sturmglocken ertönten, und nun wurden die Reformirten und die Bündtnerischen Amtsleute nicht nur in Tirano, sondern von Dorf zu Dorf ermordet mit einer schauderhaften Wuth und Grausamkeit. Nachdem dieser so genannte Beltliner-Mord mehrere Tage gedauert hatte, bemächtigten sich Robustelli und seine Gefährten der Regierung, und begaben sich unter Spanischen Schutz. Das Wormser Thal schloß sich an Beltlin an; Cleven aber blieb Bündten treu. Die Bündtner baten die Eidsgenossen und Frankreich um Beistand, und rückten sogleich mit einem kleinen Heere ins Beltlin; allein es fehlte an Einigkeit, und bei der Gander-Brücke wurden sie geschlagen. Zu gleicher Zeit drangen Oestreicher ins Münster-Thal und ließen sich huldigen. Endlich kamen Hülfsstruppen von Bern und Zürich auf Umwegen nach Bündten; denn die katholischen Orte hatten ihnen an mehreren Orten den Durchzug verweigert. Zwei tausend Mann stark, zogen sie, nur von einigen hundert Bündtnern verstärkt, vor Tirano; allein den 11. September 1620 wurden sie von der Uebermacht der Beltliner und Spanier plötzlich überfallen und geschlagen, so daß sie sich nach Bündten zurück ziehen mußten. Jetzt rief der obere oder graue Bund, weil er sich durch die Hülfsstruppen der reformirten Orte in seiner Religionsfreiheit gefährdet glaube, die V katholischen Orte um Schutz und Zuzug an. Man entsprach bereitwillig mit funfzehn hundert Mann, die sich bei Reichenau lagerten. Auch den Französischen Gesandten rief der graue Bund wieder ins Land, und machte Miene, sich von den beiden andern Bündten zu trennen und als vierzehnter Ort der Eidsgenossenschaft sich anzuschließen. Nun erschienen auch die Gesandten der Eidsgenossen; allein, unter sich selbst entzweit, konnten sie den Frieden nicht vermitteln, und reiseten daher wieder ab, und

mit ihnen verließen die reformirten Hülfsstruppen das Bündner Land. Da erhob sich eine neue Partei, die Partei der so genannten Gutherzigen, an ihrer Spitze Georg Jenatsch, ehemahliger reformirter Pfarrer. Sie überfielen das Schloß Rietberg, und ermordeten den Pompejus Planta, einen der Anführer beim Beltliner-Mord. Der Gottshaus- und Zehngerichten-Bund schlossen sich an sie an, und nach mehreren Gefechten sahen sich die Hülfsstruppen der katholischen Orte genöthiget, Bündten zu verlassen. Der graue Bund mußte sich fügen. Mit Spanien und Oestreich wurde nun um das Beltlin unterhandelt. Man hielt die Bündtner mit guten Worten hin, um Zeit zu gewinnen. Da wurde das Volk der Verzögerung müde, und beschloß, mit Wassengewalt sein Recht geltend zu machen; allein das schwache, ordnungslose Bündtner-Heer wurde von den Spaniern geschlagen, und zugleich drangen vom Tyrol her und aus Italien Oestreichische Truppen in Bündten ein, und unterwarfen sich beinahe ohne Widerstand den größten Theil des Landes. Das Brettigau und Unter-Engadin, an die Oestreich gewisse Ansprüche hatte, wurden entwaffnet, mußten den Bündten entsagen, und dem Kaiser Gehorsam schwören. Der Oestreichische Feldherr Baldirone hielt die Besiegten unmenschlich hart. Die reformirten Prediger wurden vertrieben, und Capuziner sollten den Katholizismus wieder einführen. Die unglücklichen Bewohner jener Thäler waren der Raubsucht und Zügellosigkeit der Oestreichischen Krieger völlig Preis gegeben. Einst ritt ein Fährndrich auf dem Rücken eines Landmannes bergan. „So muß man,“ rief er aus, „die stolzen Bauern zähmen!“ Solche Noth brachte endlich die Brettigauer zur Verzweiflung. Sie flüchteten sich in die Wälder, bewaffneten sich mit Keulen, und überfielen in der Nacht des 23. Aprills 1622 die Besatzungen und das Lager der Oestreicher. Viele Feinde wurden erschlagen, und die übrigen ergriffen die Flucht. Die Luziensteig wurde besetzt, und von allen Seiten eilten die Vertriebenen herbei, und mit ihnen Glarner, Appenzeller und Zürcher. Baldirone wurde in Chur eingeschlossen, mußte sich ergeben, und mit seinen Truppen das Land räumen.

LXII. Zweiter und dritter Einfall der Oestreicher in Bündten.

Gänzliche Befreiung der Bündtner. (1622 — 1639.)

Oestreich war damals in den dreißigjährigen Krieg verwickelt. So bald aber seine Angelegenheiten in Deutschland es gestatteten, überfiel es Bündten von Neuem und zwar schon im August des Jahres 1622 mit einer bedeutenden Heeresmacht unter Baldirone. Vergeblich war der Widerstand der überraschten und zerstreuten Bündtner. Einige hundert Brettigauer stritten bei Raschnals unter Rudolf von Salis mannhaft gegen mehrere tausend Oestreicher; aber sie mußten der Uebermacht weichen. Dreißig dieser Tapfern stürzten sich, indem sie den Tod der Flucht vorzogen, mit hoch geschwungenen Keulen in den Feind, und fielen erst, nachdem sie mit gewaltigen Streichen eine Menge Oestreicher hingestreckt hatten. Das Land wurde nun schrecklich verheert, und von keiner Seite zeigte sich Hülfe. Das Brettigau und Unter-Engadin kamen wieder unter Oestreich, und ganz Bündten mußte Oestreichische Besatzung aufnehmen. Jetzt erreichte das Unglück des Landes einen furchtbaren Grad. Viele Bündtner wanderten aus, um den unerhörten Bedrückungen und Gewaltthaten des zügellosen Kriegsvolkes zu entgehen. Hunger und Mangel herrschten in dem ausgeplünderten, verwüsteten Lande, und verheerende Seuchen rafften zahllose Opfer dahin. Endlich im Anfange des folgenden Jahres schlossen Frankreich, Savoiën und Venedig einen Vertrag, den Oestreichern Bündten wieder zu entreißen. Aber erst im October des Jahrs 1624 erschien Hülfe. Die ausgewanderten Bündtner hatten sich bei Zürich versammelt, und brachen dann plötzlich, eilfhundert Mann stark, unter Rudolf von Salis und Georg Jenatsch nach Bündten auf. Sieben hundert Glarner vereinigten sich mit ihnen. Sie bildeten den Vortrab des nachrückenden Französischen Heeres, an das sich die Berner, Züricher und Walliser angeschlossen. Die Oestreicher flohen. In wenigen Tagen stand das Heer an den Grenzen Veltlins, und auch dieses Land nebst Cleven und Worms wurde in wenigen Monaten eingenommen. Die Bündtner hofften nun ihre Unterthanenlande wieder zu erhalten; allein der Französische Feldherr, Marschall von Coevres, wollte nichts davon hören, sondern erklärte Veltlin, Cleven und Worms

für einen eigenen Staat; doch sollten sie den Bündtnern jährlich fünf und zwanzig tausend Ducaten bezahlen. Dieser Zustand dauerte bis 1629. Da fielen plötzlich vierzig tausend Oestreicher in Bündten ein. Ein Theil derselben zog nach Italien den Spaniern zu Hülfe, der andere aber blieb im Lande, und verübte die schändlichsten Grausamkeiten. Das Elend des Volkes erreichte den höchsten Grad. Jedermann war über diese Gewaltthat empört. Eine Französische Gesandtschaft kam in die Schweiz, und die Mehrzahl der Eidsgenossen zeigte sich bereitwillig, den Bündtnern zu helfen. Inzwischen aber wurde der Kaiser vom heldenmüthigen Schweden-Könige Gustav Adolf in Deutschland so hart bedrängt, daß er sich genöthigt sah, mit Frankreich den 19. Juni 1631 Frieden zu schließen und Bündten zu räumen. Im Jahre 1634 aber brach der Krieg zwischen Oestreich und Frankreich wieder aus. Ein Französisches Heer kam nach Bündten, und fiel in Verbindung mit einer beträchtlichen Eidsgenössischen Macht und den Bündtnerischen Heereshaufen in Cleven, Worms und Betslin ein. Die Oestreicher und Spanier wurden bei Mazzo im Wormser Thale, im Freeler Thale in Cleven und bei Morbegno im Betslin geschlagen. Jetzt hoffte Bündten abermahls seine Unterthanenlande wieder zu erhalten; allein Frankreich weigerte sich dessen. Darüber unwillig, beschloßen die Bündtner sich selbst zu helfen. Sie verbanden sich heimlich, das Land von allem fremden Drucke zu befreien. Plötzlich griff im Mai 1637 ganz Bündten zu den Waffen. Die Französischen Besatzungen waren schwach, und sahen sich sogleich von allen Seiten eingeschlossen. Es blieb ihnen nichts übrig, als abziehen. Nun kam endlich im Jahre 1639 ein Friede zu Stande. Worms, Betslin und Cleven fielen wieder an Bündten zurück, unter der Bedingung jedoch, daß in diesen Vogteien die katholische Religion die herrschende bleiben solle. Zehn Jahre später kauften dann diejenigen Theile Bündtens, an welche Oestreich rechtmäßige Ansprüche hatte, diese Rechte um fünf und siebenzig tausend Gulden an sich. So wurde endlich auch noch der Zehngerichtenbund ganz frei.

LXIII. Unruhen in der Eidsgenossenschaft während des dreißigjährigen Krieges. (1618—1648.)

In Deutschland wüthete zu dieser Zeit der dreißigjährige Glaubenskrieg. In Böhmen ausgebrochen, hatte er sich nach und nach über ganz Deutschland zwischen den Katholiken und Protestanten verbreitet. Das Oestreichische Kaiserhaus suchte die Reformation zu unterdrücken, und war in diesem Kampfe bereits zwölf Jahre siegreich geblieben. Da kam Gustav Adolf, König von Schweden, im Jahre 1630 den bedrängten Protestanten zu Hülfe, und gab dem Kriege eine ganz andere Wendung. Bis an die Grenzen der Schweiz drangen seine siegreichen Waffen vor. Die durch Religionsstreitigkeiten in sich selbst entzweite Eidsgenossenschaft beschloß, ausländische Händel zu meiden, aber die Unverletzbarkeit ihrer Grenzen zu behaupten. Doch das gegenseitige Mißtrauen der Katholiken und Reformirten war so groß, daß sie einander zu verschiedenen Mahlen in der Vertheidigung ihres Gebietes und in der Beschützung ihrer Bundesgenossen hinderten. Im Jahre 1632 wurde die Bundesstadt Müllhausen durch Schwedische und Oestreichische Streifzüge bedroht. Da sandten Zürich und Bern Mannschaft zu ihrem Schutze. Die Berner aber, fünf und siebenzig Mann stark, wurden im Canton Solothurn bei Ballstall von einer Solothurnischen Wache angehalten, vom schnell aufgebotenen Landsturme umringt, mehrere erschossen, viele verwundet und alle entwaffnet. Solothurn mußte freilich nachher einige der Thäter für diesen Friedensbruch mit dem Tode bestrafen, aber Mißtrauen und Haß blieben. Noch größer wurde die Uneinigkeit in der Eidsgenossenschaft, als der Schwedische Feldherr Gustav von Horn, um vor die Stadt Constanz zu ziehen, die Züricherische Stadt Stein zwang, ihm die Thore zum Durchzuge zu öffnen. Die katholischen Orte überhäuften nun die Reformirten mit Vorwürfen, daß sie es heimlich mit den Schweden hielten, und die Stände Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug brachen mit dreitausend Mann auf, um sich mit den Oestreichern am Bodensee zu vereinigen. Da griff auch Zürich zu den Waffen, und drohte, wenn sie dieß thaten, sogleich den Schweden zuzuziehen. Glücklicher Weise hob der Schwedische Feldherr die Belagerung von Constanz bald wieder auf, und die feindlichen Heere entfernten sich von

den Schweizerischen Grenzen. Die Züricher-Truppen eilten jetzt Schaffhausen zu Hülfe, das von Oestreichischen Scharen verheert wurde. Die im Felde liegenden katholischen Stände ließen ihren Grimm an einem Bürger von Zürich aus. Kilian Kesselring, Anführer im Thurgau, hatte durch den Landsturm den verheerenden Streifzügen der Oestreichischen Besatzung in Constanx ein Ziel zu setzen gesucht. Da wurde er nach Wyl, wo die Katholiken standen, gesendet, um Zuzug gegen die Uebermacht des Feindes zu verlangen. Allein man warf ihn dort in das Gefängniß, führte ihn dann nach Schwyz, und brachte ihn auf die Folter, um ihm ein Bekenntniß über einen geheimen Bund der Reformirten mit den Schweden abzunöthigen. Ueber diese Gewaltthat waren die reformirten Stände höchst aufgebracht, und es drohte von Neuem ein Bürgerkrieg. Mehrere Tagsatzungen konnten den Streit nicht schlichten. Endlich wurde Kesselring von den V katholischen Orten ehr- und wehrlos erklärt, aus ihrem Gebiete verbannt, und nachdem er über fünf Vierteljahre im Kerker geschmachet, und mehr als dreizehn tausend Gulden Buße, Prozeß- und Arztkosten bezahlt hatte, wieder entlassen. Er kam mit gelähmten Gliedern nach Zürich. Die Stände Zürich und Bern waren über dieß Verfahren mit einem rechtschaffenen, allgemein geachteten Manne empört; allein sie ließen es, um den Ausbruch des Bürgerkriegs zu vermeiden, bei fruchtlosen Gegenvorstellungen bewenden. Zürich suchte seinem unglücklichen Bürger das erlittene Unrecht einiger Maßen wieder durch ein einträgliches Amt zu vergüten.

Im Jahre 1641 entstanden im Canton Bern Unruhen wegen einer Steuer, welche die Regierung auf unbestimmte Zeit ausgeschrieben hatte, um die häufigen Kriegskosten zu decken. Die Regierung ließ einige der Rädelsführer verhaften. Da entstand ein Aufstand, und die Stadt nahm Besatzung ein. Es gelang jedoch einer Eidsgenössischen Gesandtschaft die Ruhe wieder herzustellen dadurch, daß die mäßige Steuer nur auf sechs Jahre festgesetzt wurde. Im Canton Zürich erhob sich im Jahre 1646 ebenfalls einer Kriegsteuer wegen ein gefährlicher Aufstand in der Grafschaft Kyburg, im Amonauer Amt und in den Seegegenden, besonders am linken Seeufer. Die Stadt sah sich genöthiget, die treu gebliebenen Gegenden unter die Waffen zu rufen, und bald hatte sie ein Heer von acht tausend Mann zusammen gebracht. Die

unruhigen Ortschaften wurden besetzt und entwaffnet, und mußten schwere Geldbußen bezahlen. Sieben Rädelsführer wurden mit dem Schwerte hingerichtet.

Endlich machte der Friedens-Congreß zu Münster und Osnabrück im October des Jahres 1648 dem verheerenden dreißigjährigen Kriege in Deutschland ein Ende. Johann Rudolf Wettstein, Bürgermeister zu Basel, wohnte diesem Congresse als Gesandter der Eidsgenossenschaft bei, und wußte durch seine Klugheit und Entschlossenheit zu bewirken, daß die gänzliche Unabhängigkeit der Schweiz vom Deutschen Reiche anerkannt wurde.

LXIV. Der Bauernkrieg. (1653.)

Zu dem Glaubenshaffe zwischen den Reformirten und Katholiken in der Schweiz kam jetzt noch eine neue Gefahr. Es herrschte nemlich unter dem Landvolke in mehrern Cantonen große Unzufriedenheit. Bern hatte, um das Münzwesen besser zu ordnen, die schlechte Scheidemünze anderer Cantone verboten, und die eigene bedeutend im Werthe herabgesetzt, wodurch besonders ärmere Leute zu Schaden kamen. Dieß erregte Mißvergnügen. Die Unzufriedenen traten da und dort zusammen. Man beklagte sich nicht nur über diese, sondern über noch manche andere drückende Verordnung, besonders über den Salz- und Pulverhandel der Regierung, über Zölle und Abgaben, und den Stolz und die Härte vieler Amteleute. Immer größer und allgemeiner wurde die Aufregung. Im Canton Luzern kam es zuerst zu unruhigen Ausritten. Die Regierung hatte ebenfalls die Scheidemünze herabgesetzt. Dieser Verordnung widersehten sich die Entlibucher, und jagten einen Schuldenboten fort, der Schulden bei ihnen eintreiben sollte. Eine Gesandtschaft der Regierung konnte die erhitzten Gemüther nicht beruhigen. Zu Wollhausen traten die Landsleute zusammen und machten einen Bund, die Herrschaft der Stadt zu stürzen. Mit den unruhigen Berner-Landsleuten setzten sie sich sogleich in Verbindung. Eine Gesandtschaft der katholischen Orte, die zum Frieden reden wollte, nahmen sie gefangen; besetzten die Straßen nach Luzern, und schnitten der Stadt die Zufuhr ab. Jetzt rüsteten sich die Eidsgenossen, der Empörung ein Ende zu machen. Den Anführern entsank der Muth. Sie ent-

ließen die Eidsgenössischen Gesandten und baten sie um ihre Fürbitte. Es kam wirklich ein billiger Vergleich zu Stande. Allein kaum war hier die Ruhe wieder hergestellt, so empörte sich das ganze Berner-Gebiet mit Ausnahme der Städte Thun, Aarburg, Zofingen, Aarau, Brugg und Lenzburg. Da kamen Gesandte von sechs reformirten Cantonen nach Bern, und es gelang ihnen eine Vermittlung zwischen Bern und den Gemeinden zu Stande zu bringen. Allein jetzt erhoben sich die Landleute im Canton Luzern von Neuem, und wollten ihren Bund von Wollhausen nicht aufgeben. Im Aargau und Emmenthal, in den Cantonen Solothurn und Basel hielten sich viele Landleute zu ihnen, und die Empörung griff immer weiter um sich. In Sumiswald hielten sie den 13. April 1653 eine Landsgemeinde, und erwählten den Niklaus Leuenberger von Schönholz zum Haupte der Unternehmung. Auf den 30. April 1653 wurde ein Landtag für alle Unterthanen der Eidsgenossenschaft nach Hutweil im Canton Bern angesagt. Er wurde aber von so wenigen besucht, daß man einen zweiten ansetzte, der dann größere Theilnahme fand. Alle freundlichen und ernstern Ermahnungen von Seite der Obrigkeiten und der Eidsgenossen fruchteten nichts bei den stürmischen Volkshaufen. Sie wurden immer anmaßender und überließen sich den größten Ausschweifungen. Wer nicht mit ihnen hielt, wurde mißhandelt. Mehrern, die ruhig bleiben wollten, wurden die Bärte und sogar die Ohren abgeschnitten. Da mahnte der Vorort Zürich die ganze Eidsgenossenschaft. Sogleich griffen auch die Landleute zu den Waffen, bemächtigten sich der wichtigsten Pässe, und schlossen Aarau, Brugg, Bern und Luzern ein. Es herrschte unter ihnen jedoch keine Ordnung. Im Canton Bern hatte sich die Hauptmacht der Bauern eine Stunde von der Stadt gelagert. Als die Berner ausrückten, baten sie um einen gütlichen Vergleich. Bern gab in vielen Stücken nach, und verlangte nur Huldigung. Bald aber bereuten die Empörten den Friedensschluß wieder, und wollten nicht abziehen. Endlich entfernte sich ein Theil, und andere blieben noch an verschiedenen Orten unter Waffen. Von der Huldigung wollten sie nichts wissen. Inzwischen aber war auch Zürich in Verbindung mit St. Gallen, Schaffhausen und Thurgau, neun tausend Mann stark, ins Feld gerückt mit zahlreichem Geschütze unter General Conrad Werdmüller. Bei fünf tausend Mann

unter Oberst Zweler kamen aus den katholischen Orten. Zwanzig tausend Landleute standen ihnen, von Leuenberger geführt, entgegen. Sie fingen zwar zu unterhandeln an, versuchten aber vor Ablauf der Bedenkzeit einen Angriff. Nach einem vierstündigen Gefechte bei Wollenschweil mußten sich die Bauern, nachdem sie großen Verlust erlitten hatten, zurück ziehen. Sie baten um Frieden. Es wurde ihnen vorgeschrieben, den Bundesbrief auszuliefern, heim zu kehren, und die Bestrafung der Rädelsführer zu gewärtigen, so wie den rechtlichen Entscheid über die streitigen Punkte zwischen ihnen und ihren Obrigkeiten. Nur die Luzerner und Freienämter wollten von diesem Vergleiche nichts wissen. Auch Sigmund von Erlach war mit sieben tausend Bernern ausgezogen, das Landvolk zur Huldigung zu zwingen. Bei Herzogenbuchsee wurde er plötzlich von mehrern tausend Landleuten angegriffen. Es entstand ein hitziges Gefecht. Von Haus zu Haus und aus dem ummauerten Kirchhose mußten die Bauern nicht ohne viel Blutvergießen vertrieben werden, worauf sie sich zerstreuten. Das Entlibuch wurde von Zweiers Truppen eingenommen und besetzt. Das Zürcher- und Berner-Heer trafen bei Langenthal auf einander. Die Landschaft wurde entwaffnet, die Rädelsführer nahm man gefangen. Ueber vierzig Personen büßten mit dem Tode den Aufruhr, auch die beiden Hauptführer Leuenberger und Christian Schybi von Escholz matt. Leuenberger wurde zu Bern hingerichtet, Schybi zu Sursee enthauptet.

LXV. Religionskrieg. Treffen bei Bielmergen.

Wigoldinger-Handel.

Neuenburg wird Preussisch. (1656 — 1707.)

Kaum waren die Unruhen des Bauernkrieges gestillet, so entstand von Neuem Streit unter den Eidsgenossen des Glaubens wegen. In den gemeinen Herrschaften besonders, wo bald katholische und bald reformirte Landvögte regierten, fehlte es nie an gegenseitigen Reibungen. Daß damahls die Berner und Zürcher ihre Hauptstädte besetzten, vermehrte das Mißtrauen der Katholiken, und die Reformirten beschwerten sich hinwieder über den Borromäischen Bund, so wie über die Verbindung der Katholiken mit dem Bischofe von Basel, mit Savoiern und Spanien. Da kamen im September 1655

sechs Haushaltungen, sechs und dreißig Personen stark, die des evangelischen Glaubens wegen von Urth im Canton Schwyz hatten fliehen müssen, nach Zürich, und suchten um Schutz. Der Rath zu Zürich nahm sich ihrer an, und ersuchte die Regierung von Schwyz um Verabfolgung ihres Vermögens. Schwyz aber antwortete mit Bitterkeit, und beschuldigte die Entflohenen der Wiedertäuferi. Ihre Güter in Urth wurden eingezogen, ihre zurückgebliebenen Verwandten verhaftet, auf die Folter gebracht, drei derselben sogar hingerichtet, und drei andere an die Inquisition zu Mailand abgeliefert. Die Zürcher riefen das Eidsgenössische Recht an; Schwyz aber wollte davon nichts hören. Da griffen die Zürcher zu den Waffen. Sie zogen den 7. Januar 1656 vor Rapperschweil, fanden aber die Stadt schon von den Schwyzern besetzt, belagerten sie vergeblich, und plünderten die Umgegend. Zu gleicher Zeit nahmen sie Kaiserstuhl und Rheinau ein, und ließen sich auch dort Plünderungen zu Schulden kommen. Sie besetzten Klingnau, und bemächtigten sich des Thurgau, das ihnen huldigen mußte. Die katholischen Orte hingegen legten Besatzungen in die Städte Bremgarten, Mellingen und Baden, und besetzten gegen Zürich den Albis und gegen Bern den Brünig. Bern hatte sein Volk ebenfalls aufgeboden, die Grenzen gegen Freiburg und Solothurn verwahrt, und acht bis neun tausend Mann ins Freiamt vorgeschoben. Diese lagerten sich beim Dorfe Bielmergen, das von ihnen geplündert wurde, und in Brand gerieth. Es herrschte unter ihnen so wenig Ordnung, daß die Anführer sich größten Theils in Lenzburg befanden, während man im Lager selbst jede Wachsamkeit vernachlässigte. Dieß benutzte Christoph Psyser, Oberst von Luzern. Er näherte sich den 23. Januar gegen Mittag mit etwa drei tausend Luzernern, einigen Zugern und Unterwaldnern und ungefähr siebenzehnhundert Freiamtlern durchs Gehölz dem sorglosen Feinde, der sogar die Warnung eines Bernerischen Vorpostens verachtete, und sich in seiner Sicherheit nicht stören ließ. Plötzlich um zwei Uhr feuerten die Luzerner aus einem Hohlwege hervor auf die Berner, die vor Bestürzung sich kaum zu ordnen vermochten, und da dieß endlich gelungen war, nur zwei Mal ihre Feldstücke abfeuern konnten, weil es ihnen an Pulver und Kugeln fehlte. Sie hielten sich für verrathen. Jetzt stürmten die Luzerner heran. Die Bernerische Reiterei

mußte weichen, und in kurzer Zeit auch das Fußvolk. Eine Abtheilung des Heeres, die im Anrücken begriffen war, blieb unthätig stehen. Eine andere Berner-Schar hingegen, die in den Weinbergen aufgestellt war, deckte den Rückzug tapfer, und zog sich erst bei anbrechender Nacht zurück. Ueber acht hundert Mann und zehn Feldstücke hatten die Berner verloren. Jetzt arbeitete man von Neuem am Frieden, wobei sich der Bürgermeister Wettstein von Basel besonders verdient machte, und da beide Parteien erschöpft waren, so gelang es wenigstens die Ruhe wieder herzustellen; aber die gegenseitige Erbitterung blieb, und war größer, als jemahls. Besonders in den gemeinen Herrschaften war der Glaubenseifer groß. Am Pfingstfeste 1664 führte ein Werber von Luzern drei und vierzig für Spanien geworbene, herauschte Rekruten von Constanz her durchs Thurgau. In Lippersweil drangen einige derselben lärmend und mit gezogenen Degen in die reformirte Kirche. Ein Weib lief voll Schreien nach Wigoldingen, und schrie in die Kirche, „es sei fremdes Kriegsvolk eingedrungen, und in Lippersweil werde gemordet.“ Sogleich ertönte die Sturmglocke, und bewaffnet eilten die Wigoldinger herbei. Sie trafen auf die Rekruten, erschlugen fünf, nahmen andere gefangen und die übrigen zerstreuten sich. Zürich suchte die übereilte That zu entschuldigen; allein die katholischen Orte griffen zu den Waffen. Man besetzte gegenseitig die Grenzen; doch konnten die unparteiischen Orte den Ausbruch des Krieges verhindern. Die Wigoldinger aber wurden von den katholischen Orten hart bestraft. Zwei derselben wurden an den Pranger gestellt, zwei andere enthauptet, und die Gemeinde selbst zu großen Kosten verurtheilt. Umsonst bat Zürich während um Gnade für die Unglücklichen. Im ganzen Canton aber sammelte man Steuern für die hart mitgenommenen Wigoldinger. Aehnliche und Streitigkeiten anderer Art beunruhigten damahls die Eidsgenossenschaft fast ununterbrochen. Im Jahre 1694 starb der letzte Fürst von Neuenburg ohne Erben, und im Jahre 1707 wurde durch die Neuenburgischen Landstände mit Genehmigung der Eidsgenossen der König von Preußen zum Fürsten von Neuenburg gewählt.

LXVI. Toggenburger- oder Zwölferkrieg. (1700—1718.)

Veranlassung desselben.

Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts herrschte zwar in der Schweiz scheinbar Frieden; allein das Mißtrauen und die Zweitracht unter den Cantonen dauerten fort, und nicht selten wurde die Ruhe da und dort durch die Unzufriedenheit des Volkes gestört, das an manchen Orten in seinen Rechten sich gekränkt sah. In Genf gelang es im Jahre 1707 den vornehmen Geschlechtern, ihre angemessenen Vorrechte über die empörte Bürgerschaft zu behaupten, nur dadurch, daß sie Zürich und Bern um Hülfe anriefen, und von ihnen unterstützt, durch Waffengewalt und Hinrichtung mehrerer ihrer Gegner die Ruhe wieder herstellten. Gefährlicher wurde dann ein Streit zwischen dem Abte von St. Gallen und den Toggenburgern. Durch Kauf war das Toggenburg an den Abt von St. Gallen gekommen. Es hatte unter seinen Grafen große Vorrechte genossen, welche ihm auch von den Aebten feierlich bestätigt worden waren. Im Laufe der Zeiten aber suchten diese nach und nach das Land um seine Rechte zu bringen. Besonders hart hielt der Abt Leodegar Bürgisser von Luzern die Toggenburger. Er betrachtete sich als unumschränkten Herren des Landes, und ließ vorzüglich bei jeder Gelegenheit die Reformirten seinen Unwillen fühlen. Einst befahl er den Toggenburgern, eine neue Straße durch den Hummelwald zu bauen. Diese aber widersetzten sich dem Befehle, weil sie in demselben den Anfang neuer Frohndienste erblickten, von denen sie sich schon zwei Mal losgekauft hatten, und als ihnen der Landvogt Besenval die Schlüssel zum Landes-Archiv verweigerte, ließen sie den Schrank durch den Schlosser öffnen, und wandten sich um Schutz an die Stände Schwyz und Glarus, mit denen Toggenburg im Landrecht stand. Der Abt aber zog ihre sechs Abgeordneten nach ihrer Rückkehr vor das Landgericht, das sie um ein tausend fünf hundert und vierzig Reichsthaler büßte, und für ehr- und wehrlos erklärte auf Lebenszeit. Der Landweibel Germann wurde sogar des Todes schuldig erklärt, seine Strafe jedoch auf Gefangenschaft gemildert. Glarus beschloß, das Toggenburg bei seinen Freiheiten zu schützen, und zu Schwyz, wo man sonst den reformirten Toggenburgern ihres Glau-

bens wegen eben nicht günstig war, hieß es auf der Landsgemeinde, „man müsse ihnen doch helfen, wären sie auch Türken und Heiden.“ Der Abt hingegen begehrte ein Eidsgenössisches Schiedsgericht, fand aber wenig Gehör, weil er vor Kurzem ein Schutzbündniß mit dem Hause Oestreich geschlossen hatte. Die Toggenburger trauten indessen Schwyz und Glarus nicht ganz, und wandten sich daher auch noch an Zürich und Bern. Da aber diese beiden reformirten Stände sich sogleich mit vielem Eifer in den Streit mischten, so erwachte der Argwohn der katholischen Orte, und sie hielten es von nun an mit dem Abte, auch Schwyz nicht ausgenommen, wo sogar der Rathsherr Joseph Anton Stadler, weil er sich vorzüglich der Toggenburger angenommen hatte, als Urheber dieses Streites und Unruhmstifter zum Tode verurtheilt und mit dem Schwerte hingerichtet wurde. Im Toggenburg selbst herrschte die größte Zweitracht und Erbitterung. Die katholischen Gemeinden erklärten sich nun auch wieder für den Abt, und der reformirte Gottesdienst wurde zu verschiedenen Mahlen an mehreren Orten auf eine empörende Weise gestört, so daß es selbst zu blutigen Austritten kam. Johann Ulrich Nabholz, früher Schuster, dann Soldat, und jetzt Advocat zu Zürich, nahm sich als Sachwalter bei Tagsatzungen und Conferenzen der reformirten Toggenburger mit vielem Eifer und großer Gewandtheit an, und erwarb sich bei ihnen bald allgemeines Zutrauen. Uebrigens dauerte dieser ordnungslose Zustand bis zum Jahre 1712. Alle Bemühungen der unparteiischen Orte, den Streit beizulegen, blieben fruchtlos. Endlich erklärten das Toggenburg und die Stände Zürich und Bern dem Abte von St. Gallen den Krieg im Aprill des erwähnten Jahres.

LXVII. Eroberung der Städte Bül, Mellingen, Bremgarten und Baden. (Aprill bis Juni 1712.)

Die Toggenburger eröffneten unter Anführung des Nabholz den Feldzug, indem sie sich einiger Klöster und wichtiger Pässe bemächtigten. Die Aebtischen Scharen besetzten, über vier tausend Mann stark, das Städtchen Bül unter dem Oberst Felber von Kaiserstuhl. Auch die fünf katholischen Orte waffneten sich, vorzüglich auf Anstiften des päpstlichen

Münzins, der durch die Geistlichkeit das Volk aufregen ließ. Sie besetzten die freien Aemter, das Reuß-Ufer und Baden. Dennoch gelang es zwei tausend Bernern sich im Wehenthal mit drei tausend Zürchern zu vereinigen. Ein anderes Zürcher-Heer war nach dem Thurgau gezogen, hatte sich desselben versichert, und griff dann in Verbindung mit den Toggenburgern Wyl an, aber ohne Erfolg. Da machte Oberst Felber einen Ausfall, drang plündernd ins Thurgau, und seine Leute erlaubten sich solche Grausamkeiten selbst gegen Wehrlose, daß der Landsturm erging. Alles eilte herbei, selbst Weiber und Knaben, und die Thurgauer versuhren nun gegen die Katholiken ebenso wüthend und grausam, wie sie gethan hatten. Jetzt wurde Wyl von Zürchern ernstlich belagert und beschossen, während Nabholz einen Streifzug nach Gossau hin unternahm. Als nun durch die Beschiesung mehrere Gebäude der Stadt in Brand geriethen, und viele der Belagerten ihre eigenen Häuser in der Ferne ebenfalls brennen sahen, da wurde alles muthlos, und ein großer Theil der Besatzung lief davon. Die Stadt mußte sich ergeben und wurde mit tausend Mann besetzt. Das Volk, das sich verrathen glaubte, gerieth in Wuth, und der Oberst Felber wurde von seinen eigenen Leuten ermordet, sein Leichnam in Stücke zerhauen, und in die Sitter geworfen. Andere äbtische Anführer mußten Schutz bei den Feinden suchen. Das ganze Gebiet des Abtes, der bereits mit seinen Schätzen entflohen war, unterwarf sich den Zürchern und Bernern. Inzwischen war das andere Heer der vereinigten Zürcher und Berner in die freien Aemter eingedrungen. Dort standen die Luzerner mit den Wallisern und einiger Hülfe von Zug und Unterwalden, etwa vier bis fünf tausend Mann stark. Im Bremgartner-Wald kam es zu einem hitzigen Treffen, der sogenannten Staudenschlacht. Die Katholischen lagen im Walde, und empfingen die anrückenden Berner mit einem lebhaften Feuer, so daß der Vor- und Rückzug in Unordnung wich. Die Entschlossenheit der Anführer und die Ordnung der übrigen Mannschaft verhinderte größern Verlust. Von Neuem drangen die Reformirten in den Wald, und die Luzerner mußten nach tapferer Gegenwehr weichen. Jetzt ergaben sich Bremgarten und Mellingen. Die Zürcher aber rückten, vier tausend Mann stark, unter dem Obersten Hans Caspar Werdmüller vor Baden, belagerten die Stadt und beschossen sie aus vierzig Kanonen und Mörsern. Die

Brustwehr des Schlosses stürzte über die Felsen hinunter; doch beantworteten die Belagerten das Feuer sehr lebhaft, und machten sogar einen Ausfall. Als aber am Abend des folgenden Tages, des dreißigsten Juni, auch die Berner, sechs tausend Mann stark und mit zwanzig Stücken Geschütz, die Stadt von der andern Seite, von den großen Bädern her angriffen, da entfiel den Belagerten der Muth, und die Stadt capitulirte. Die sechs bis sieben hundert Mann starke Besatzung aus den V Orten größten Theils von Luzern nebst einigen hunderten aus der Grafschaft Baden erhielt freien Abzug. Die Stadt mußte sich auf Gnade ergeben. Es wurde ihr ungestörte Religionsfreiheit zugesichert, doch unter der Bedingung, daß sie außerhalb der Mauern eine reformirte Kirche erbaue. Alles Geschütz sammt den übrigen Kriegsvorräthen und das Silbergeschirr der Stadt fielen den Siegern anheim. Die Festungswerke und das alte Schloß wurden zerstört. Baden erhielt eine Besatzung von tausend Mann, und mußte Zürich und Bern Treue schwören.

LXVIII. Landsfrieden zu Narau. Wiederausbruch des Krieges. Schlacht bei Bielmergen. (1712.)

Die katholischen Orte zeigten sich nun geneigt, Frieden zu schließen, und es trat ein Congress in Narau zusammen. Die Bedingungen lauteten sehr günstig für die Reformirten. Die Grafschaft Baden, die Städte Mellingen und Bremgarten nebst einem beträchtlichen Theile der freien Aemter sollten ihnen abgetreten werden. Luzern und Uri traten dem Frieden bei; aber in den Cantonen Schwyz, Unterwalden und Zug herrschte große Unzufriedenheit. Man wollte von solchen Abtretungen nichts hören. Die Geistlichkeit regte das Volk auf, und die Männer, die zum Frieden gerathen hatten, wurden verfolgt. Der Hauptmann Ackermann von Nidwalden machte sogar einen Anschlag auf Luzern, und suchte mit drei hundert Mann die Stadt durch einen nächtlichen Ueberfall einzunehmen. Er mußte aber, da er die Bürger wachsam fand, wieder abziehen. Da sammelte er in Verbindung mit dem Obersten Reding von Schwyz eine Freischar bei St. Wolfgang im Canton Zug, und bald hatten sie gegen vier tausend Mann beisammen. Die Berner, welche mit sieben bis acht tausend Mann bei Muri standen, und durch einen Vorposten

von vierzehn hundert Mann bei Sins die Brücke über die Reuß besetzt hatten, und die Zürcher, die sechs tausend Mann stark bei Knonau und Maschwanden lagen, ahneten von dieser neuen Waffenhebung nichts. Die Katholischen aber gingen bei der Gisliker-Brücke über die Reuß und überfielen plötzlich die sorglosen Berner bei Sins. Viele wurden im ersten Schrecken niedergemacht. Einem Theile gelang es, sich tapfer durchzuschlagen, und nach Muri sich zurück zu ziehen. Drei hundert aber wurden abgeschnitten und auf dem ummauerten Kirchhofe eingeschlossen. Sie vertheidigten sich muthig, und erst nach dreistündigem Kampfe erlagen sie der Uebermacht. Einige, die sich in den Kirchturm zurück gezogen hatten, wurden durch den Rauch angezündeten, nassen Strohes entweder erstickt, oder gezwungen herunter zu springen. Viele Verwundete und Gefangene wurden mißhandelt, verstümmelt, mit Hunden geheßt. Ueber hundert Todte hatten die Berner. Der Verlust der Sieger war aber auch nicht unbedeutend. Ackermann, der vielen Gefangenen mit Mühe das Leben rettete, war selbst verwundet und Roding todt. Zwei Tage später den 22. Juli 1712 wurden auch die Zürcher in den Verschanzungen am Richterschweiler-Berg angegriffen; allein sie leisteten in der Bellen- und Sternschanze unter Major Werdmüller und dem Hauptmann Keller von Dhringen so entschlossenen Widerstand, daß die Katholischen ihrer Ueberlegenheit ungeachtet nach siebenstündigem Kampfe mit großem Verluste abziehen mußten. Im Dorfe Hütten fand man in den Häusern einen Greis und sieben Weibspersonen, die sie grausam ermordet hatten. Jetzt wurde auch Luzern durch das aufgeheßte Volk gezwungen, den bereits eingegangenen Frieden wieder zu brechen, und ins Feld zu rücken. Zehn tausend Mann der V Orte drangen in die freien Aemter ein. Die Berner zogen sich nach Bielmergen zurück, wo sie hinter dem Dorfe eine feste Stellung einnahmen. Am Morgen des 25. Juli begann das Kanonenfeuer, das bis gegen Mittag fort dauerte, und immer lebhafter wurde. Um ein Uhr griff der linke Flügel der Berner die Ländler und Freienämter an, welche auf dem rechten Flügel des katholischen Heeres standen. Heftig war der Widerstand, bis endlich die Freienämter wichen. Da drang das Bernerische Fußvolk, von der Reiterei unterstützt, mit dem Bajonette in den Feind, und trieb ihn in den nahen Eichenwald, und in die sumpfige Bünz,

wo viele der Fliehenden den Tod fanden. Dessen ungeachtet rückten die Luzerner in guter Ordnung vor, und machten einen raschen Angriff auf den rechten Flügel der Berner, der bald ihrer Uebermacht weichen mußte. Vergebens riefen die Zurückgedrängten ihren siegreichen linken Flügel zu Hülfe. Er hatte sich, den fliehenden Feind verfolgend und Beute machend, gänzlich aufgelöst. Muthlosigkeit bemächtigte sich der Berner, besonders da mehrere bedeutende Offiziere tödlich, oder schwer verwundet waren, unter ihnen der General: Quartiermeister Tscharner und der General von Dießbach. Wohl eine Viertelstunde weit war man gewichen, und bereits floh das schwere Geschütz Lenzburg zu. Da übernahm der siebenzigjährige Venner Samuel Frisching, Präsident des Kriegsrathes, das Commando, sprach kurz und kräftig den Leuten Muth ein, und führte sie von Neuem gegen den Feind. Der Angriff war so heftig, daß die Katholischen erschrocken wichen. Noch ein Mahl suchten sie in einem Tannenwalde Stand zu halten; allein sie wurden von den Bernern mit dem Bajonette angegriffen und völlig geschlagen. Ueber zwei tausend Todte ließen sie auf dem Schlachtfelde zurück, wo sie vor sechs und funfzig Jahren denselben Feind geschlagen hatten. Jetzt wünschten die katholischen Orte den Frieden, da sie sich von den Reformirten in ihren eigenen Ländern bedroht sahen. Er kam endlich den 11. August 1712 in Aarau zu Stande. Die fünf katholischen Orte mußten ihre Rechte auf die Grafschaft Baden, und die Städte Breimgarten, Mellingen und Rapperschweil, und die untern freien Aemter an Zürich und Bern abtreten mit Vorbehalt der Rechte des Standes Glarus, Bern in die Herrschaft über das Thurgau, Rhein:Thal und Sargans, und die obern freien Aemter aufnehmen, und eine vollkommene Gleichstellung beider Religionsparteien in den gemeinen Herrschaften sich gefallen lassen. In den reformirten Orten herrschte große Freude über diesen Friedensschluß, während die katholischen Orte trauerten, und ihr Mißvergnügen nicht verbergen konnten. Der Abt Leodegar von St. Gallen verwarf den Frieden, und starb außerhalb des Landes. Die Zürcher und Berner hielten inzwischen sein Land besetzt. Nach seinem Tode nahm sein Nachfolger Abt Joseph 1718 den Frieden an, und erhielt seine Länder und auch das Toggenburg wieder, jedoch unter Zürichs und Berns Schutz; auch mußte er den Toggenburgern größere Rechte und Freiheiten zusichern.

Unruhen in den letzten Zeiten der alten Eidsgenossenschaft. (1712—1798.)

LXIX. Parteiung in Zug. Werdenberger-, Wilschinger-, Udligenschweiler-Handel.

Nachdem durch den zweiten Landfrieden in Aarau die Ruhe wieder hergestellt worden war, entstand zwar sechs und achtzig Jahr lang in der Schweiz kein Krieg mehr; aber die Spannung unter den Ständen und zwischen den Regierungen und ihren Unterthanen dauerte fort, und verursachte beinahe ununterbrochen Unruhen, welche allmählig den Untergang der alten Eidsgenossenschaft vorbereiteten.

Parteiung im Canton Zug. (1712—1764.)

Seit beinahe zwei hundert Jahren stand in Zug die Familie Zurlauben im höchsten Ansehen, so daß sich dieselbe fast ununterbrochen im Besitze der ersten Würden sah. Beim Französischen Hofe genoß dieselbe so hohe Gunst, daß durch sie die Französischen Jahrgelder vertheilt, und noch mehrere heimliche Gnadenbezeugungen an solche gespendet wurden, die sich für Frankreichs Zwecke besonders thätig zeigten. Es gab aber in Zug auch eine Oestreichisch gesinnte Partei, die den größten Haß auf die Zurlaubische Familie warf. Der Rathsherr Schuhmacher stand an ihrer Spitze, und er und sein Anhang, „die Linden“ genannt, thaten ihr Möglichstes, das Volk gegen die Zurlauben und ihre Freunde, „die Harten“, aufzubringen. Sie verdächtigten dieselben der Veruntreuung und Parteilichkeit, und wirklich gelang es ihnen im Jahre 1729 die angefeindete Familie zu stürzen. Der Landammann Fidel Zurlauben mußte fliehen, und wurde nebst vielen seiner Freunde und Verwandten verbannt. Er starb in der Verbannung. Schuhmacher wurde 1731 Landammann. Schon nach drei Jahren aber nahm seine Gewaltherrschaft ein Ende. Das Ausbleiben der Französischen Gelder erregte große Unzufriedenheit gegen ihn, und bald war es um seine Gunst beim Volke geschehen. Er sollte Rechnung über die Staatsgelder ablegen, und konnte es nicht. Da rief man die Vertriebenen wieder ins Land zurück. Schuhmacher wurde unter den Galgen gestellt. Er mußte die Bildnisse der Verbannten, die daselbst hingen, auf seinen Schultern nach dem Rathhause tra-

gen. Dann wurde er zu dreijähriger Galeerenstrafe nach Sardinien abgeführt. In Turin aber ereilte ihn der Tod.

Empörung der Werdenberger gegen Glarus.
(1719 — 1725.)

Im Jahre 1719 verweigerte die Landschaft Werdenberg den Glarnern, denen sie seit 1517 durch Kauf unterthan geworden war, den Huldigungseid. Die Landsgemeinde zu Glarus hatte nemlich den Werdenbergern, die sich öfters über Verletzung ihrer Rechte und Freiheiten durch die Landvögte beklagten, eine Urkunde, die ihnen früher vom Glarnerischen Landrath zum Schutze gegen solche Bedrückungen ausgestellt worden war, zur Einsicht abgefordert, und nicht wieder zurück gegeben. Sie weigerten sich daher zu huldigen, bis sie ihre Briefe wieder hätten. Glarus aber wollte sie nicht heraus geben. Vergeblich wandten sich die Werdenberger an die Tagsatzung. Die Glarner verlangten nun, sie sollten Ausschüsse nach Glarus senden zur Ausgleichung des Streites. Als diese erschienen, und nicht auf die Forderungen ihrer Oberherren eingehen wollten, wurden sie gefangen gesetzt und mißhandelt, und einer derselben starb plötzlich im Kerker. Jetzt verbanden sich die kühnsten Werdenberger endlich, Gut und Blut an die Sache des Landes zu setzen. Da schickten die Glarner theils verkleidet, theils zur Nachtzeit fünf und siebenzig Mann ins Schloß Werdenberg. Die Werdenberger zogen die Sturmglocke, und schlossen die Bastei ein. Als aber neunzehn hundert Glarner über den Schollberg sich naheten, zerstreuten sie sich. Zürich vermittelte. Die Glarner zogen wieder ab, und die Werdenberger versprachen Unterwerfung. Kaum aber war die Gefahr vorüber, so erneuerten sie ihre Forderungen, durch eine verlangte Holzlieferung ins Schloß und durch die Nachfrage nach vorhandenen Abschriften der entzogenen Urkunde von Neuem gereizt. Jetzt rückten wieder acht hundert Glarner den 2. Januar 1722 ins Werdenbergische ein, ohne Widerstand zu finden. Sie trafen nicht mehr, als zehn Männer zu Hause an; die andern waren entflohen. Doch bei der anhaltenden Winterkälte wurden die letztern den Nachbarn, zu welchen sie ihre Zuflucht genommen, bald zur Last, und sahen sich genöthiget, wieder heim zu kehren. Viele derselben wurden

ernstlich bestraft, und dieser Aufstand kostete das Ländchen über siebenzig tausend Gulden. Im Jahre 1725 aber half Glarus manchen Beschwerden der Werdenberger ab, und im Jahre 1734 erhielten sie die ihnen abgenommenen Waffen wieder, und nach und nach trat ein besseres Verhältniß zwischen den Glarnern und ihren Unterthanen in Werdenberg ein.

Wilchinger; Handel im Canton Schaffhausen.
(1717 — 1729.)

Im Canton Schaffhausen entstanden im Jahre 1717 Unruhen wegen einer neuen Wirthschaft, welche die Obrigkeit in der Gemeinde Wilchingen errichtet hatte. Die Wilchinger glaubten ihre Rechte dadurch verletzt, und verweigerten die Huldigung. Als die Schaffhauser Truppen hinsandten, entfloh ein großer Theil der Einwohner. Die Entwichenen suchten Schutz und Hülfe bei benachbarten Fürsten, ja wandten sich sogar an den Kaiser, und fanden nicht ungeneigtes Gehör. Umsonst forderten die Eidsgenossen sie zu verschiedenen Mahlen zum Gehorsam auf. Im Vertrauen auf den kaiserlichen Schutz verweigerten sie beharrlich die Huldigung. Da endlich zwischen Oestreich und Frankreich ein gespanntes Verhältniß eintrat, und dem Kaiser an einem guten Benehmen mit den Eidsgenossen viel gelegen sein mußte, wies er die Wilchinger ab. Die meisten kehrten wieder heim. Einige Anführer wurden mit Verbannung, andere an Geld bestraft, und nun erfolgte, nachdem die Streitigkeiten zwölf Jahre gedauert hatten, die Huldigung.

Kampf der Luzerner gegen die Anmaßungen der Priesterschaft
im Udligenschweiler; Handel. (1725.)

Im Jahre 1725 hatte Luzern einen Streit gegen den Papst und seinen Nuntius zu bestehen. Durch übertriebenen und blinden Eifer gegen das Tanzen an der Kirchweih und durch ein beleidigendes Benehmen gegen obrigkeitliche Personen hatte sich der Pfarrer Andermatt zu Udligenschweil, gebürtig von Baar im Canton Zug, eine Vorladung vor Gericht zugezogen. Dieß erklärten der Nuntius und der Bischof von Constanz für einen Eingriff in die kirchlichen Rechte, und verboten dem Pfarrer zu erscheinen. Da ver-

wies ihn der Rath innert vier und zwanzig Stunden aus dem Canton, und befahl der Gemeinde, einen neuen Pfarrer zu wählen. Der Bischof versagte dem Neuerwählten die Anerkennung, und der Nuntius floh heimlich zur Nachtzeit, als ob sein Leben bedroht wäre, aus Luzern, und begab sich nach Altorf. Da verpflichteten sich die Glieder des Rathes durch einen Eid, das obrigkeitliche Ansehen gegen jede Anmaßung der Priesterschaft aufrecht zu erhalten. Der Papst hierüber aufgebracht, ernannte eine Commission von vier Cardinälen, welche darauf antrug, daß Luzern unter Androhung des Bannes seine Beschlüsse zurück zu nehmen habe. Da versicherte die versammelte Bürgerschaft die Regierung ihrer Treue, und forderte sie auf, ihre Rechte standhaft zu behaupten. Auch die andern katholischen Stände schrieben dem Papste, sie behaupten dieselben Rechte, wie Luzern, und ersuchen ihn, seinen Unwillen zu mäßigen. Es schien nun dem h. Vater rathsam nachzugeben. Andermatt blieb verbannt; hingegen mußte die Gemeinde eine neue Wahl vornehmen.

LXX. Genfer Unruhen. (1714—1798.)

In Genf entstanden im Jahre 1714 Unruhen, die sich wiederholten bis zum Untergange der alten Eidsgenossenschaft. Schon lange war die Bürgerschaft höchst aufgebracht über die immer weiter greifende Anmaßung und Willkür, welche sich die Regierung und die herrschenden Familien erlaubten. Da beschloß der Rath in dem erwähnten Jahre, regelmäßige Festungswerke um die Stadt anzulegen, und schrieb, um die Kosten zu bestreiten, eine drückende Abgabe aus auf zehn Jahre. Mehrern Privatleuten nahm er für den beabsichtigten Festungsbau Grundstücke weg für eine Schadloshaltung, die er selbst nach Gutdünken bestimmte. Groß war der Unwille der Bürgerschaft. Es erschienen Flugschriften, worin die Regierung heftig angegriffen wurde, als untergrabe sie die Freiheit und die Rechte der Bürger. An der Spitze der Unzufriedenen stand Bartholomäus Micheli du Crest, Französischer Offizier, und Mitglied des großen Rathes zu Genf. Mit Hülfe und beschimpfenden Ausdrücken griff er den Plan und die Aufseher des Festungsbaues an. Er wurde vom Rathe zur Abbitte und Auslieferung seiner hierauf bezüglichen Schriften verurtheilt; allein er entfloh. Neue Unruhen, die

er verursachte, zogen ihm 1730 Entsetzung von seiner Rathsstelle und Einziehung seiner Güter, und dann im Jahre 1731 Verurtheilung zu ewiger Gefangenschaft zu. Erst dreizehn Jahre später wurde er in Bern festgenommen, und zuerst im Spital daselbst verwahrt. Als er sich aber nochmals in eine Verschwörung einließ, kam er auf die Festung Narburg, wo er in einem sehr hohen Alter starb. Im Jahre 1734 gaben die Bürger zu Genf der Regierung eine Klagschrift ein, und begehrten eine Bürgerversammlung. Der Rath verdoppelte die Wachen, traf Vertheidigungsanstalten, und ließ zwei und zwanzig Kanonen mit hölzernen Zapfen verstopfen, um einen schnellen Gebrauch derselben zu verhindern. Jetzt griffen die Bürger zu den Waffen, und besetzten schnell die wichtigsten Pässe. Nun berief der Rath die Bürgergemeinde zusammen zur Berathung des Festungsbaues und der dafür festgesetzten Abgabe. Beides wurde genehmigt, die Abgabe auf zehn Jahre, doch sollte sie dann ohne Zustimmung der Bürger nicht erneuert werden. Die Bürgerschaft überließ nun die Bewachung der Stadt wieder der vom Rathe geworbenen Stadtwache. Die Ruhe schien hergestellt, nur herrschte gegen den Syndikus Trembley, weil er als Commandant der Stadtwache jene Sicherheitsmaßregeln, freilich auf höhern Befehl, angeordnet hatte, die größte Erbitterung. Die Bürgerschaft drang auf Untersuchung gegen ihn. Er entfernte sich von Genf; aber damit legte sich die Gährung nicht. Ein Ausschuß der Regierung und der Bürgerschaft erzwachte nichts; denn der letztern war es nun bereits nicht mehr bloß um Trembley zu thun, sondern um den Sturz der Aristokratie überhaupt. Am 6. December 1734 griffen die Bürger noch ein Mal zu den Waffen. Sechs Magistratspersonen legten theils zuvorkommend ihre Stellen nieder, theils wurden sie entsetzt, unter ihnen Trembley, den über dieß die Strafe der Verbannung traf. Jetzt bildeten sich drei Parteien in der Stadt, die des Rathes, die Volkspartei und diejenige der Verbannten. Die Gährung war größer, als jemahls. Als die Regierung im Jahre 1737 über einige Personen, die durch Verbreitung falscher Gerüchte von neuen Sicherheitsmaßregeln Unruhe und Bewegung verursacht hatten, ein Strafurtheil aussprach, kam es zu Thätlichkeiten zwischen jungen Leuten der regierenden Familien und der Bürgerschaft. Man griff abermahls zu den Waffen. Es floß Blut, und auf

beiden Seiten wurden einige getödtet. Die Volkspartei aber behielt die Oberhand. Die Stadtwache wurde entwaffnet. Jetzt kamen Gesandte von Zürich, Bern und Frankreich, und es gelang ihnen die Ruhe herzustellen, und eine neue Verfassung einzuführen, die der Aristokratie wesentliche Schranken setzte. Vier und zwanzig Jahre lang herrschte nun Ruhe in Genf, obgleich die herrschenden Familien sich mancherlei Anmaßungen zu Schulden kommen ließen, und die Bürgerschaft hingegen bei jeder Gelegenheit ihren Haß gegen die Aristokratie an den Tag legte. Durch seine Schriften über Erziehung und Staatsverfassung zog sich damals Rousseau, ein Genfer, den Haß der Vornehmen in solchem Grade zu, daß der Rath sein Werk durch Henkershand verbrennen ließ, und ihn selbst zur Gefängnißstrafe verurtheilte. Die Volkspartei aber nahm sich des Schriftstellers an, und forderte, daß dieß Urtheil zurück genommen werde. Der Rath wies dieß Begehren ab. Die Volkspartei wollte die Sache nun vor die Bürgerversammlung bringen, die über jeden Gegenstand Klagen gegen den Rath zu erheben berechtigt sei. Diesem widersprach der Rath und behauptete, nur das von ihm Vorberathene gehöre vor die Gemeindsversammlung, gegen anderes habe er das Verneinungsrecht. Die Gesandten von Zürich, Bern und Frankreich mußten wieder kommen. Sie entschieden zu Gunsten des Rathes; allein die Volkspartei verwarf diesen Entscheid, und der Rath sah sich endlich im Jahre 1768 genöthiget, in Vielem nachzugeben. Die Bürgerschaft erhielt bedeutende Vortheile, und selbst die Classe der Einsäßen erlangte mehr Erwerbsfreiheit. Allein die Vornehmen bereuten es bald nachgegeben zu haben. Sie wiegelten die Einsäßen unter großen Versprechungen zur Empörung auf. Doch die Bürgerschaft bemächtigte sich leicht der Stadt, und entwaffnete die Einsäßen, gestattete ihnen aber nachher gleichwohl, um sie bleibend zu gewinnen, die Rechte, die ihnen der Rath verheißten hatte. Dieser wandte sich nun wieder an Zürich, Bern und Frankreich; allein da alle Bemühungen den Frieden herzustellen, fruchtlos blieben, überließen endlich die vermittelnden Orte die unbelehrbare Stadt ihrem Schicksale. Den 9. und 10. April 1782 entstand ein Aufruhr. Die Bürger besetzten die Thore und das Rathhaus, entwaffneten die Stadtwache, wählten einen neuen Rath und einen Sicherheitsausschuß zur Leitung der wichtigern Geschäfte. Zürich, Bern, Frankreich

und der Turiner Hof aber wollten diese Regierung nicht anerkennen, und es naheten sich Truppen der beiden letztern Mächte dem Genferischen Gebiete. Auch Bern sandte Hülfe. Genf wurde eingeschlossen. Jetzt entfiel den Bürgern der Muth. Die Anführer der Volkspartei entwichen, und die Stadt öffnete die Thore. Der alte Rath wurde nun mit beinahe unbeschränkter Gewalt wieder eingesetzt. Die Rechte der Bürgerschaft gingen verloren, und die angesehensten Männer der Volkspartei traf Verbannung. Zwei Jahre blieb Genf von seinen Erobern besetzt. Die Regierung benahm sich dann klug, und herrschte sehr mild; aber dennoch blieb sie den Bürgern, die ihre eingebüßten Rechte nicht verschmerzen konnten, ein Gegenstand des bittersten Hasses. Viele wanderten aus, und ließen sich an andern Orten nieder. Dieser Zustand dauerte bis zum Ausbruche der Französischen Revolution. Da erhob sich die Bürgerschaft wieder, das Joch der Aristokratie abzuwerfen.

LXXI. Streit in Appenzell Außerrhoden.

Henzi's Verschwörung zu Bern.

(1732—1749.)

Die Religionsstreitigkeiten in Appenzell waren durch die Trennung des Cantons in den Außer- und Innerrhoden beseitigt worden; allein in Außerrhoden herrschte zwischen dem Landestheile vor der Sitter und demjenigen hinter der Sitter, und namentlich zwischen den angesehenen Familien Zellweger in Trogen und Wetter in Herisau die größte Eifersucht. Ein Artikel des Toggenburger Friedens gab nun die Veranlassung zum Ausbruche der gegenseitigen Feindschaft. Dieser Artikel bestimmte nehmlich, daß der Abt von St. Gallen, die Stadt St. Gallen und Appenzell, um Gewaltthätigkeiten zu verhüten, in ihren Streitigkeiten einem Eidgenössischen Schiedsgerichte sich unterziehen sollten, und derselbe war seiner Zeit von der ganzen Vorsteherschaft Appenzells angenommen worden, ohne daß man ihn der Landsgemeinde zur Genehmigung vorgelegt hatte. In einer Zollstreitigkeit mit St. Gallen im Jahre 1732 sollte dieser Artikel wirklich zur Anwendung kommen. Da machte Landammann Lorenz Wetter von Herisau den Landesvorstehern, von denen aber nur wenige noch aus dem Geschlechte der Zellweger am Leben waren, den Vorwurf,

ſie haben widerrechtlich gehandelt durch Annahme jenes Artikels ohne Genehmigung der Landsgemeinde. Jetzt bildeten ſich zwei Partein, die der Harten, welche jenen Artikel verwarfen, und die der Linden, die ihn beibehalten wollten. Es kam nach manchen unruhigen Auftritten ſo weit, daß man zu den Waffen griff. Die Linden ſtanden, drei tauſend Mann ſtark, zu Trogen, die Harten zu Teufen mit Geſchütz. Die Eidsgenossen konnten nur mit Mühe den Ausbruch des Krieges verhindern. Die Linden erkannten jedoch bald, daß die überwiegende Mehrheit auf der Seite ihrer Gegner ſei, und wurden muthlos. Die Harten aber tröſteten auf ihre Uebermacht, verwarfen die Vermittlung der Eidsgenossen, und fordereten Entſcheidung des Streites durch die Landsgemeinde. Dieſe wurde im Mai 1733 zu Hundweil gehalten, und verwarf jenen Artikel des Toggenburger Friedens. Viele der Linden wurden an Geld gebüßt, und von allen Ehrenämtern ausgeſchloſſen.

Bern wurde ebenfalls in jenem Zeitraume innerer Zerrwürniß von Unruhen bewegt. Auch dort waren nach und nach die Rechte der Bürgergemeinde an wenige Familien übergegangen. Im Jahre 1743 nun vereinigten ſich ſechs und zwanzig Bürger zu einer gemeinſchaftlichen Eingabe an die Regierung, worin die Mißbräuche bei den Wahlen gerügt waren, und Rechtsgleichheit für die Bürgerschaft verlangt wurde. Da wurden ſechs jener Bürger verbannt, und unter ihnen auch der Hauptmann Samuel Henzi. Im Jahre 1748 wurde zwar Henzi's Verbannungszeit abgefürzt, und er lehrte wieder nach Bern zurück; allein bald nachher erlitt er eine neue Kränkung dadurch, daß er in einer Wahl durchfiel. Jetzt ließ er ſich mit andern Unzufriedenen in eine Verſchwörung ein. Den 13. Juli 1749 wollten die Verſchworenen das Rath- und Zeughaus beſetzen, der Stadt ſich bemächtigen, dann den großen Rath entſetzen, die Familienherrschaft vernichten, einen neuen großen Rath durch die Gemeinde wählen laſſen, und die Stellen auf alle Familien vertheilen. Allein ſie wurden, bevor es zur Ausführung ihres Anſchlages kam, verrathen und verhaftet. Schon am zehnten Juli wurde Henzi nebst zwei Miſchuldigen hingerichtet. Theilnahme an dieſer Verſchwörung war es, was den Genfer Micheli da Creſt in lebenslängliche Gefangenſchaft brachte. Die Regierung ſtellte nun übrigens nach dieſer erſten War-

nung manchen Mißbrauch ab, und milderte ihr Verfahren gegen Bürger und Landleute.

LXXII. Unruhen in Neuenburg, im Livinen-Thale,
in Appenzell Innerrhoden und zu Freiburg.
(1748 — 1798.)

In Neuenburg wollte der König von Preußen im Jahre 1748 seine dortigen Einkünfte verpachten. Der Magistrat zu Neuenburg aber widersezte sich dieser neuen Einrichtung. Es kam zu einem Prozesse, der vom Rathe zu Bern zu Gunsten des Königes entschieden wurde. Da warf das Volk seinen ganzen Haß auf den General-Procurator Gaudot, der von der Volkspartei zu der Partei des Königes übergetreten war. Es entstand ein Aufruhr vor seinem Hause in Neuenburg. Er und sein Sohn schossen unter das Volk, tödteten einen Mann und verwundeten mehrere. Da wurde das Haus erstürmt und Gaudot ermordet. Die Eidsgenossen besetzten hierauf die Stadt. Zehn Entwichene wurden zum Tode verurtheilt, andere verbannt, und um Geld gestraft, und die Stadt in große Kosten verfällt. König Friedrich der Große aber ertheilte den Schuldigen Amnestie, und half bei dieser Gelegenheit manchen Beschwerden des Volkes ab.

In den Jahren 1712 und 1713 hatten die damals bedrängten Urner den Bewohnern des Livinen-Thales, um sie zu beruhigen, manche Rechte und Freiheiten zugestehen müssen, und es blieb dann dieß Thal ruhig bis zum Jahre 1755. Da aber forderte Uri, weil Klagen über untreue Verwaltung der Witwen- und Waisengüter eingegangen waren, Rechnung über diese Güter. Dieß war manchen Angehörigen des Thales nicht angenehm, und sie wußten das Volk aufzuregen. Es erschien eine Gesandtschaft der Liviner vor der Landsgemeinde in Uri, und forderte Aufhebung jenes Beschlusses. Da dieß aber verweigert wurde, so besetzten die Liviner die Pässe nach Uri, und verhafteten Urnerische Beamtete. Die Urner zogen, nachdem sie die Eidsgenossen gemahnt hatten, in Verbindung mit den Unterwaldnern über den Gotthard und bemächtigten sich ohne Widerstand des Thales. Den 2. Juni 1756 mußten die männlichen Bewohner des Thales zu Faido, vom Kriegsvolke umringt, auf den Knien Uri Gehorsam schwören. Sie wurden ent-

waffnet, aller ihrer Rechte und Freiheiten beraubt, und vor ihren Augen starben der Landeshauptmann Urs, der Bannerherr Furno und der Rathsherr Sartori durchs Schwert. Nicht andere Häupter der Empörung wurden später in Altorf hingerichtet.

In Appenzell Innerrhoden hatte sich Joseph Anton Suter, Gastwirth zu Gonten, die Volksgunst in solchem Grade zu erwerben gewußt, daß er im Jahre 1762 zum Landammann erwählt wurde. Er wollte eine der Gemeinde Oberried im Rheinthal früher verpfändete große Säntis-Alp seinem Lande wieder erwerben, und ließ sich dabei überreife Schritte zu Schulden kommen, so daß sich jene Gemeinde klagend an die Tagsatzung wandte. Suter verlor den Prozeß mit fünfzehn hundert Gulden Kosten. Er suchte die Sache zu verheimlichen. Seine Feinde aber, die ihn schon lange seines Ansehens wegen beneidet hatten, ergriffen diese Gelegenheit, ihn zu stürzen. Der Landrath entsetzte ihn seines Amtes, verfallte ihn zur Bezahlung der Prozeßkosten, und erklärte ihn auf Lebenszeit unfähig für jedes Amt. Suter berief sich auf die Landsgemeinde. Seine Feinde aber und namentlich die Capuziner bearbeiteten das Volk, und verdächtigten ihn des Unglaubens und heimlicher Verbrechen, die man gar nicht nennen dürfe, so daß das Urtheil des Landrathes durch eine stürmische Landsgemeinde bestätigt wurde. Der gebeugte Mann unternahm nun, wenigstens seine Rechtgläubigkeit zu beweisen, eine Wallfahrt nach Einsiedeln. Seine Abwesenheit aber benutzten seine Gegner. Der Landrath fällte ein zweites Urtheil über ihn. Er wurde als Verächter der Religion und als Störer des Friedens aus der Eidsgenossenschaft verbannt, sein Nahme an den Galgen geschlagen, und auf seinen Kopf ein Preis gesetzt. Der Unglückliche ging nach Constanz, und flehte dann nach einigen Jahren um eine unparteiische Untersuchung und sicheres Geleit. Siebzig Männer zu Appenzell verbanden sich freiwillig, ihm Geleit zu geben; allein vier derselben wurden zum Tode verurtheilt, und nur aus Gnaden durch den Scharfrichter gestäupt. Zuletzt bediente man sich seiner eigenen Tochter, um ihn völlig zu verderben. Man beredete sie unter dem Vorwande, man habe ihrem Vater wichtige Nachrichten mitzutheilen, denselben nach einer Außerrhodischen Gemeinde einzuladen. Arglos kam der Greis, und man wußte ihn unter mancherlei Vorwänden

in eine Innerrhodische Gemeinde zu locken. Dort wurde er gefangen genommen, und dann nach Appenzell geführt. Drei Mahl brachte man ihn auf die Folter. Er wußte kein Verbrechen zu gestehen; dennoch ward er zum Tode verurtheilt, und den 9. März 1784 hingerichtet. Erst im Jahr 1829 wurde sein Tod für Bürgermord erklärt, seine Gebeine ausgegraben, und in geweihte Erde gebracht.

In Freiburg hatten allmählig wenige Familien, die so genannten „heimlichen Geschlechter“ alle Gewalt an sich zu bringen gewußt, so daß die übrige Bürgerschaft und das Landvolk von der Staatsverwaltung völlig ausgeschlossen waren. Dieß verursachte im Jahre 1781 eine Empörung. Im Mai dieses Jahres erschienen mehrere tausend Landleute vor der Stadt, an ihrer Spitze der Castellan Chenaux aus der Landvogtei Greiers. Allein schnell kam Hülfe von Bern, drei hundert Dragoner, welche eben zur Musterung versammelt gewesen waren, und zwei hundert Mann von der Stadtwache. Beim Anblicke der Berner Fahne erschrafen die Landleute, und entflohen ohne Widerstand. Chenaux aber wurde auf dem Rückzuge von einem seiner bisherigen Gehülfen ermordet. Seinen Leichnam ließ die Regierung durch den Henker verviertheilen, und seinen Kopf auf dem Romonters Thore aufstecken. Das Volk, dem man das Versprechen, seine alten Rechte wieder herzustellen, gegeben hatte, aber nicht hielt, wallfahrte mit Kreuz und Fahnen zum Grabe des Chenaux, wie zur Grabstätte eines Heiligen, und nur durch das Verbot des Bischofes und durch Wachen konnte nach und nach diesen Wallfahrten ein Ende gemacht werden. Die Bürgerschaft suchte man dadurch zu beruhigen, daß man die Aufnahme neuer Familien in die „heimlichen Geschlechter“ sich gefallen ließ, und allmähliche Vermehrung derselben versprach. Gleichwohl aber mußten mehrere Bürger, welche bei diesem Anlasse eifrig für die Rechte der Bürgerschaft gesprochen hatten, ihre Kühnheit mit Verbannung büßen.

LXXIII. Letzte Zeit der alten Eidsgenossenschaft. (1789 — 1798.)

Im Jahre 1789 brach die Französische Revolution aus, welche über ganz Europa erschütternde Stürme herbei führte, und namentlich auch der Schweiz eine gänzliche Umgestalt-

tung gab. Demüthigend für die Schweizer war es, wie es ihren Regimentern in Französischen Diensten gling. Eines derselben wurde im Jahre 1792 umringt und entwaffnet, und die königliche Garde starb den 10. August desselben Jahres in tapferer Vertheidigung des Königes gegen das empörte Volk den Heldentod. Dann folgte die Entlassung aller Schweizer-Regimenter. In der Schweiz selbst fanden die Französischen Freiheitslehren vielen Anklang, da vorher schon an manchen Orten große Unzufriedenheit geherrscht hatte, und die früherer Unruhen wegen aus dem Vaterlande Verbannten thaten ihr Möglichstes, das Volk noch mehr aufzuregen.

Zuerst brachen in Genf Unruhen aus schon im Jahre 1789. Die Stadtwache wurde von der Bürgerschaft überwältiget, und dann eine neue freisinnigere Verfassung eingeführt. Dann blieb Genf ruhig, bis im Jahre 1792 eine Französische Armee in Savoyen einrückte. Da begehrten und erhielten die Genfer zu ihrem Schutze eine Besatzung von Zürich und Bern. Frankreich aber erklärte die Besetzung Genfs für einen Friedensbruch, und der General Montesquiou erhielt Befehl, mit einem Theile der Armee den Abzug der Eidsgenossen zu erzwingen. Er schloß mit der Stadt einen Vertrag, daß die Schweizer abziehen, die Franzosen aber nur in ganz geringer Anzahl in der Nähe stehen bleiben sollten. Dadurch aber zog sich Montesquiou den Unwillen seiner Obern in solchem Grade zu, daß er nach dem Waatlande entfliehen mußte. Endlich beschloß die Französische Nationalversammlung, Genf sollte neutral bleiben. Allein nun erhoben sich die Ansäßen daselbst in Verbindung mit den Landleuten, und bemächtigten sich der Stadt. Die bisherigen Behörden wurden entsetzt, und Verwaltungsausschüsse nach Art der Französischen gewählt. Im Anfange des Jahres 1794 wurde dann mit großer Mehrheit eine neue Verfassung angenommen; doch schon im Juli desselben Jahres entstand ein neuer Aufruhr, und nun mußte Genf alle Schrecken der Französischen Revolution durchmachen. Ein Revolutionsgericht, das durch die Drohungen eines wilden Pöbels geleitet wurde, ließ mehrere angesehene Personen erschießen, und andere hinrichten, zum Theil auch solche, die zur Staatsumwälzung mitgewirkt hatten. Später trat dann einige Ruhe ein, und man nahm

im Jahre 1796 mit Vorbehalt der Rechtsgleichheit aller Stände und Classen des Volkes die alte Staatsform wieder an. So dauerte Genf als Freistaat noch fort bis 1798, und wurde dann nach dem Untergange der alten Eidgenossenschaft mit Frankreich vereinigt, ein Schicksal, das die Bundesstadt Mülhausen mit ihm theilte.

Im Bisthum Basel entstanden ebenfalls Unruhen. Der Bischof wandte sich an den Kaiser von Oestreich, und dieser verlegte Truppen in die unruhigen Gegenden. Die Häupter der Mißvergnügten entflohen nach Frankreich, und suchten Hülfe. Wirklich rückten, nachdem Frankreich im Jahre 1792 Oestreich den Krieg erklärt hatte, Französische Truppen in den zu Deutschland gehörenden Theil des Bisthums ein, und die Oestreicher zogen sich ohne Widerstand zurück. Unter dem Nahmen Rauracien wurden nun diese Gegenden für einen Freistaat erklärt, und bald nachher mit Frankreich vereinigt.

Auch im Canton Zürich wurden in den Jahren 1794 und 1795 mancherlei Forderungen laut, die von Unzufriedenheit zeugten. Die Seebewohner und vorzüglich die Stäfer erinnerten an die alten Briefe, welche verschiedene Landesgegenden zur Zeit Waldmanns und des Appeler-Krieges von der Obrigkeit erhalten hatten, und in welchen denselben manche Rechte zugesichert worden waren, die sie nun neuerdings aussprechen wollten. Sie wurden abgewiesen mit der Bemerkung, jene Briefe seien veraltet, und da sie gleichwohl auf ihren Forderungen beharrten, und Zusammenkünfte und Berathungen hielten, so ließ die Obrigkeit die Gemeinde Stäfa mit fünf und zwanzig hundert Mann aus den ruhig gebliebenen Theilen des Cantons besetzen, und entwaffnen. Seckelmeister Bodmer von Stäfa wurde auf die Richtstätte geführt, und ihm das Schwert über den Kopf geschwungen, während fünf andere der Schuldigsten mit entblößtem Haupte zusehen mußten. Ueber dieß wurde er nebst dem Seckelmeister Fierz von Rüschnacht zu lebenslänglicher, und einige andere zu zwanzig- und zehnjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Mehrere Gemeinden und einzelne Personen trafen schwere Geldbußen. Vier Männer vom Lande, welche sich durch Ergebenheit gegen die Regierung ausgezeichnet hatten, erhielten das Zürcherische Bürgerrecht. Uebrigens verhielt

die Obrigkeit dem Landvolke Erleichterung und Erweiterung des Erwerbes.

Im Jahre 1797 benutzte das Veltlin die sich ihm darbietende Gelegenheit, der Oberherrschaft Bündtens sich zu entziehen. Es wendete sich an den Französischen Feldherrn Napoleon Bonaparte, der siegreich in Ober-Italien stand, und dieser vereinigte es mit der Cisalpinischen Republik, die er aus den Staaten Ober-Italiens gebildet hatte.

Nachdem nun Frankreich über alle seine Gegner gesiegt hatte, richtete es seine Aufmerksamkeit immer mehr auf die Schweiz, und suchte auch da seinen Grundsätzen und der Staatsumwälzung Eingang zu verschaffen, wobei es unstreitig auch die bedeutenden Kriegsvorräthe und Staatsschätze dieses Landes nicht unberücksichtigt ließ. Viele Unzufriedene in der Schweiz selbst und viele Verbannte im Auslande sahen dieß gern, und thaten ihr Möglichstes, das Volk immer mehr gegen die Regierung aufzuregen. Frankreich stellte jetzt mancherlei Forderungen an die Eidgenossenschaft, die klar zeigten, daß es einen Vorwand zu Gewaltthatigkeiten suche. Ungeachtet man aber Allem entsprach, und sogar die ausgewanderten Franzosen aus dem Lande wegwies, beschloß das Französische Directorium dennoch, auch den zur Schweiz gehörenden Theil des Bisthums Basel mit Frankreich zu vereinigen. Im October 1797 rückten die Franzosen ins Münsterthal ein und besetzten das Land. Unschlüssig, was zu thun sei, ließen es die Schweizer geschehen. Endlich fühlte man das Bedürfniß Eidsgenössischen Zusammenwirkens. Die Tagsatzung versammelte sich in Aarau, und beschloß, um dem Volke Zuversicht und den Franzosen Achtung einzulösen, die bereits seit mehreren Jahrhunderten nicht mehr beschwornen alten Bünde feierlich und öffentlich wieder zu beschwören. Es geschah den 25. Januar 1798. Basel aber schwor nicht; denn dort hatte sich bereits die Staatsumwälzung unter dem Einflusse des Oberstzunfmeister Peter Ochs entwickelt. Auch am Zürich-See war die Aufregung groß, und in Aarau selbst soll der Freiheitsbaum heimlich schon in Bereitschaft gehalten worden sein. Das Waatland aber war im Aufstande begriffen, und bald kam die Nachricht, daß ein Französisches Heer daselbst eingerückt sei, und das Directorium die Waat für die unabhängige Remanische Republik erklärt habe. Jetzt löste sich die Tag,

satzung auf, nachdem sie noch beschlossen, daß die Cantone das doppelte Bundes-Contingent zu stellen hätten.

Untergang der alten Eidsgenossenschaft.

LXXIV. Kampf der Berner, Freiburger und Solothurner gegen die Franzosen. (Hornung und März 1798.)

Bern rief nun unter dem General Carl Ludwig Er-
lach von Hindelbank über zwanzig tausend Mann unter die
Waffen. Solothurn rückte mit zwei tausend, Freiburg mit
zwölf hundert Mann ins Feld. Die übrigen Orte schickten
mehr nicht, als etwa fünf tausend Mann Hülfsstruppen.
Allenthalben aber fehlte es an Vertrauen und Ordnung.
Die Generale Brüne und Schauenburg wußten über dieß
durch schlaue Unterhandlungen die Eidsgenossen hinzuhalten,
bis die Französischen Armeen über vierzig tausend Mann
stark waren. Dann führte Brüne eine andere Sprache,
und befahl Abschaffung der bisherigen Verfassungen und
augenblickliche Entlassung des Eidsgenössischen Heeres. Ent-
rüstet gab nun der Kriegsrath zu Bern Befehl zum Angriffe;
allein schon nach zwei Stunden nahm er denselben wieder
zurück. Die Franzosen aber griffen noch vor Ablauf des
festgesetzten Waffenstillstandes an. Am Abend des ersten
März 1798 ließ Schauenburg das Schloß Dornach bestür-
men, und nahm es, nachdem die kleine Besatzung vier und
zwanzig Stund lang tapfern Widerstand geleistet hatte,
ein. Am frühen Morgen des zweiten März überfiel er die
Berner bei Lengnau, wo ein Oberländer-Bataillon gegen
den weit überlegenen Feind mit großer Tapferkeit stritt,
aber endlich nach bedeutendem Verluste sich zurück ziehen
mußte. Noch einige Male versuchten die Berner Wider-
stand, wurden aber von den andern Truppen gar nicht, oder
nur schlecht unterstützt. Schon um zehn Uhr standen die Fran-
zosen vor Solothurn, das sich in wenigen Stunden ergab,
und dem Schauenburg den Uebergang über die Aare eröff-
nete, der ihm bei Büren durch Abbrennung der Brücke,
wobei auch mehrere Häuser des Städtchens in Flammen auf-
gingen, verwehrt worden war. An demselben Tage hatte
der General Brüne Freiburg angegriffen, und nach gerin-

gem Widerstand eingenommen. Dadurch wurde Erlach, der bei Murten stand, gezwungen, sich hinter die Sense und Aare zurück zu ziehen. Nur mit dem höchsten Unwillen verließen die Berner, die sich verrathen glaubten, Murten, wo die Franzosen am folgenden Tage das Weinhaus, das Denkmahl des Sieges der Eidsgenossen über die Burgundische Macht, zerstörten, und die Gebeine ihrer Väter nach mehr als drei hundert Jahren begruben. In der größten Unordnung floh das Berner Heer bis vor die Thore Berns, wo die Obersten Rhyner und Stettler durch Bajonettstiche und Flintenschüsse von ihren eigenen Soldaten ermordet wurden. Jetzt dankte der Große Rath in Bern ab, und es wurde eine provisorische Regierung eingesetzt; allein auch dieß stimmte die Französischen Generale nicht friedlicher. Sie wollten sich nun einmahl der Schweiz bemächtigen. So blieb auch der neuen Regierung nichts übrig, als das Beste zu versuchen, und den Landsturm aufzubieten. Bei Arberg, Laupen und Gümminen war es den Franzosen nicht gelungen vorzudringen; hingegen erkämpften sie in der Nacht vom vierten auf den fünften März bei Neueneck den Uebergang über die Sense, und trieben die Berner unter dem General: Quartiermeister von Grafenried bis vor die Thore Berns. Hier endlich sammelten sich die Bernerischen Truppen wieder. Am frühen Morgen den fünften März griff Grafenried die Franzosen tapfer an. Mit dem Bajonett und mit den Flintenkolben vorzüglich wurden dieselben aus einer Stellung nach der andern vertrieben, und bis hinter die Sense zurückgejagt. Achtzehn Kanonen hatten die Sieger erbeutet; allein als sie eben im Begriffe waren, bei Neueneck über die Sense zu gehen, erhielten sie die Schreckensnachricht, die Hauptstadt sei in die Hände der Feinde gefallen. Schauenburg hatte nemlich am frühen Morgen des fünften März mit achtzehn tausend Mann die Berner, die sechs tausend Mann stark unter Erlach bei Fraubrunnen standen, angegriffen. Ungeachtet der tapfersten Gegenwehr mußten diese dem besonders durch seine Reiterei und reitende Artillerie weit überlegenen Feinde weichen. Bei Jägistorf und dann bei Hofweil und Buchsee stellten sie sich von Neuem den siegreichen Franzosen entgegen; allein umsonst, sie mußten sich nach großem Verluste bis ins Grauholz zurück ziehen, wo sie dann hinter einem Berbau in Verbindung mit der Landwehr mehrere

Stunden lang mit wahren Heldenmuthen kämpften. Greise, Weiber, Mädchen und selbst Kinder mischten sich in den mörderischen Kampf, und fielen scharenweise. Auch hier endlich von der Uebermacht zurück gedrängt, erneuerten sie den blutigen Streit zum fünften und letzten Male vor den Thoren Berns auf dem Breitselde; aber auf dieser Ebene konnten sie der Französischen Cavallerie und Artillerie nicht lange widerstehen. Um Mittag war ihre gänzliche Niederlage entschieden, und der Rest des Bernerischen Heeres löste sich auf. Erlach und der ehrwürdige Greis Schultheiß Niklaus Friedrich Steiger, der alle Gefahren der letzten Kämpfe mit seinem Volke getheilt hatte, wandten sich auf verschiedenen Wegen nach dem Oberlande, um dort dem Feinde neuen Widerstand zu bereiten; allein Erlach wurde zu Wichtlach von Rasenden, die ihn der Verrätherei beschuldigten, ermordet, und Steiger entging mit Noth einem ähnlichen Schicksale, und entfloh nach Deutschland. Die Eidsgenössischen Hülfsstruppen hatten nirgends mitgekämpft, sondern sich bei Zeiten zurückgezogen. Die Zürcher, die gegen Arberg hin standen, wurden abgeschnitten, und erhielten freien Abzug mit Waffen und Gepäck. Schauenburg zog mit sechs tausend, und am folgenden Tage, den sechsten März, Brüne mit zwölf tausend Mann in Bern ein. Diesen unglücklichen Ausgang schrieb das Volk der Verrätherei der Großen zu, und als die Schreckensnachricht von der Einnahme der Hauptstadt zu den Bernerischen Truppen bei Gümminen und Neueneck gelangte, fielen die Soldaten über ihre Anführer her, und mißhandelten sie. Die Obersten Goumoens und Crousaz wurden von ihnen ermordet. Die Sieger verübten in der Umgegend von Bern und zum Theil in der Stadt selbst große Gewaltthatigkeiten. Dann bemächtigten sie sich der reichen Vorräthe in den Zeughäusern und der Schätze. In Bern allein fanden sie drei hundert Kanonen, und vierzig tausend Flinten, und einen Schatz von zwanzig Millionen Franken. Auch das Waadtland mußte ihnen eine Summe von sieben hundert tausend Franken bezahlen.

LXXV. Kampf der Gebirgscantone gegen die Franzosen.

(April und Mai 1798.)

Nachdem Bern eingenommen und die alte Eidsgenossenschaft aufgelöst war, dachte niemand mehr an Widerstand gegen die Französischen Heere. Frankreich aber wollte nun die Schweiz unter dem Namen der Helvetischen Republik zu Einem Staate umgestalten, und derselben eine von Peter Ochs von Basel entworfene Verfassung aufdringen. Das Land wurde in achtzehn ungefähr gleich große Cantone getheilt. Das alte Gebiet von Bern zerfiel in vier Theile, in Waat, Oberland, Bern und Aargau. Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug bildeten den Canton Waldstätten, St. Gallen, Appenzell und Rhein:Thal den Canton Säntis, und die ehemaligen Unterthanenlande, wie Baden, Thurgau, Lugano, Velenz bildeten neue Cantone, Wallis ebenfalls, und Graubünden wurde zum Beitritte eingeladen. Genf und Mülhausen fielen an Frankreich. Die Leitung der Helvetischen Republik lag einem Directorium von fünf Personen ob, einem Senate, in welchen jeder Canton vier, einem Großen Rathe, in den jeder Canton acht, und einem Gerichtshofe, in den jeder Canton Ein Mitglied zu wählen hatte. Ueber dieß kamen Französische Commissäre ins Land, und forderten von den Gliedern der alten Regierung zu Bern, Luzern, Freiburg, Solothurn und Zürich und von mehreren Klöstern eine Contribution von sechszehn Millionen Franken zur Unterhaltung der Französischen Armee. Um diese Summe desto schneller zu erhalten, führten sie fünf und zwanzig der angesehensten Männer von Bern, Solothurn und Luzern als Geiseln nach der Festung Hüningen. In den westlichen und nördlichen Gegenden der Schweiz wurde die Helvetische Verfassung ohne großen Widerspruch angenommen, und die Senatoren und Großräthe von zwölf dieser Cantone hatten sich in Aarau versammelt zur Wahl des Directoriums. Ganz anders aber verhielt es sich in den innern und östlichen Landschaften. Zu Schwyz traten die Gesandten der Cantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus, Appenzell, der Stadt und Landschaft St. Gallen, und der ehemaligen Unterthanen aus dem Toggenburg, Rhein:Thal und von Sargans, welche nun auch als

Eidgenössische Stände anerkannt wurden, zusammen, und beschloßen, bei ihren jetzigen Verfassungen zu bleiben, und der Helvetischen Republik sich nicht anzuschließen. Schauenburg und der Französische Commissär Lecartier erklärten drohend, daß sie sich in Zeit von zwölf Tagen über die Annahme der neuen Verfassung zu erklären hätten. Sie aber blieben fest, und schworen, lieber zu sterben, als ein fremdes Joch zu tragen. In den Waldstätten und im Glarner Land waffneten sich zehn tausend Mann. In verschiedenen Richtungen beschloß man vorzudringen. Ein Heerhaufen ging über den Brünig nach dem Berner Oberlande, ein anderer besetzte Luzern, ein dritter sollte den Seeufern nach gegen Zürich ziehen, und ein vierter rückte ins Freienamt ein. An manchen Orten schloß sich das Volk den Eidgenossen sogleich an. Der Capuziner Paul Stryger und der Pfarrer in Einsiedeln, Marianus Herzog, begeisterten die Menge zum Kampfe, und besaßen das unbegrenzte Zutrauen des gemeinen Mannes, wodurch indessen kriegskundige Führer nicht selten in ihren Anordnungen gehemmt wurden. Schauenburg eilte mit seinen Scharen von allen Seiten herbei. Am 26. Aprill wurde Oberst Andermatt von Zug, der das Freienamt besetzt hatte, bei Häglingen geschlagen und mußte sich zurückziehen, und die Franzosen bemächtigten sich am 29. und 30. Aprill der Städte Zug und Luzern. Im Berner Oberlande hatten sich die Eidgenossen ebenfalls zurückgezogen, um ihre Grenzen gegen die anrückende Uebermacht der Franzosen zu decken. Zu gleicher Zeit wurden die Glarner bei Rapperschweil und bei Wollrau von Französischen Truppen angegriffen. Rapperschweil wurde nach einem hitzigen und blutigen Gefechte von den Feinden eingenommen. Bei Wollrau hingegen mußten die Franzosen zwei Mal der Tapferkeit der Glarner weichen; allein da die Glarnerischen Obersten Paravicini und Hauser schwer verwundet wurden, geriethen ihre Truppen in Unordnung und zogen sich zurück. Die Schwyzer standen an der Schindellegi mit einigen hundert Urnern und einer kleinen Anzahl Freiwilliger von Zug, unter Alois Neding von Biberach. Mit großer Tapferkeit stritt hier am 2. Mai die kleine Schar gegen den überlegenen Feind; allein zu gleicher Zeit war es den Franzosen gelungen, sich der Joster-Höhe zu bemächtigen. Auch die starke Stellung auf dem Ehel war in ihre Gewalt gerathen; denn der Pfarrer Herzog hatte dieselbe zaghaft verlassen. Seine

Schar zerstreute sich muthlos. Neding mußte sich nun, um nicht abgeschnitten zu werden, zurückziehen. Bei Rothenthurm machte er Halt, und warf sich, noch zwölf hundert Mann stark, mit solcher Gewalt auf den wohl fünf Mahl stärkern Feind, daß dieser wich und nicht wieder anzugreifen wagte. Er hatte zwei hundert sechs und dreißig Mann eingebüßt; aber mehr als zehn Mahl größer war der Verlust der Franzosen. Zu derselben Zeit hatte eine kleine Schar Schwyzer und Urner eine Französische Truppenabtheilung, die nach Erstürmung der Joster-Höhe über Morgarten gegen das Dorf Sattel vordrang, geschlagen und bis nach Aegeri zurückgetrieben. Eben so wenig gelang es den Franzosen am 3. Mai Arth einzunehmen. Nachdem sie durch die Scharfschützen der Schwyzer viele Mannschaft verloren hatten, wichen sie in Unordnung. Aller dieser Vortheile ungeachtet fühlten die Schwyzer, daß sie der Französischen Uebermacht in die Länge nicht zu widerstehen vermöchten. Schauenburg bewilligte ihnen gern einen Waffenstillstand, und dann eine für sie sehr ehrenvolle Capitulation, welche Freiheit der Religion, Sicherheit des Eigenthums, Beibehaltung der Waffen und die Räumung des Landes von Französischen Truppen verhiess. Hingegen mußte Schwyz sich bequemen, die Helvetische Constitution anzunehmen. Mit Schwyz traten nun auch die übrigen Cantone der Helvetischen Republik bei; nur die Ober-Walliser widersetzten sich noch. Sie wurden aber den 17. Mai von den Franzosen bei Sitten geschlagen, und dann entwaffnet, und mußten eine Contribution von hundert funfzig tausend Franken bezahlen. So endete die alte Eidgenossenschaft, nachdem sie vier hundert neunzig Jahre lang bestanden hatte.

LXXVI. Die Helvetische Republik.

Aufstand der Schwyzer und Nidwaldner.

(Mai 1798 bis Februar 1799.)

Die Helvetische Regierung hatte eine höchst schwierige Stellung. Ein großer Theil des Volkes war allen Neuerungen Feind, und ein anderer sah sich in seinen Erwartungen bitter getäuscht, indem man statt des gehofften Glückes ein schwereres Joch zu tragen hatte, als jemahls. Der Bezug des Zehnten und Grundzinsen wurde freilich eingestellt; aber dagegen erzeugten die Contributionen, die Einquartierungen

und ungewohnten Abgaben eine immer größere Unzufriedenheit, die durch das Stocken des Handels und der Gewerbe noch vermehrt wurde. Auch trugen die Französischen Machthaber in der Schweiz durch Gewaltstreiche viel dazu bei, dem Volke seine neue Lage immer verhaßter zu machen, und die Helvetischen Behörden um alles Ansehen zu bringen. Der Commissär Rapinat plünderte nicht nur die Zeughäuser und Schätze zu Luzern und Zürich, und nahm in Freiburg und Bern, was noch zurückgeblieben war, sondern machte sogar Miene, auch die Gelder wohlthätiger Anstalten für die Französischen Truppen in Beschlag zu nehmen. Er ging so weit, Helvetische Directoren abzusetzen und andere an ihrer Stelle zu ernennen. Die Unzufriedenheit wuchs mit jedem Tage, und alle Schuld wurde auf die Helvetische Regierung geworfen. Als diese daher im Augustmonat 1798 bei Verlust des Bürgerrechtes die Eidleistung auf die neue Verfassung verlangte, wurde dieselbe zu Schwyz und in Nidwalden verweigert. Das Directorium verbot nun allen Verkehr mit diesen rebellischen Bezirken. Da bat Schwyz durch Abgeordnete um Nachsicht und lieferte einige Urheber der Unruhen aus. Nidwalden aber blieb bei der Verweigerung des Eides. Da forderte die Helvetische Regierung den General Schauenburg auf, mit Waffengewalt einzuschreiten. Durch den Capuziner Paul Styrer und die Priester Rütti und Käslin angefeuert, griffen die Nidwaldner zu den Waffen. Sie waren zwei tausend Mann stark und hatten acht Kanonen. Zwei hundert Schwyzer und dreißig Urner kamen ihnen zu Hülfe. Es gelang ihnen zuerst, besonders vermittelst der Scharfschützen, den Franzosen die Landung zu verwehren, und dieß erhöhte ihren Muth. Auf den 9. Augustmonat aber unternahm Schauenburg einen allgemeinen Angriff mit zwölf tausend Mann. Scharenweise streckten die Scharfschützen die anrückenden Franzosen nieder. Besonders hartnäckig und blutig war der Streit bei St. Jakob und vor dem Rogloch, wo die Schwyzer und Urner standen. Endlich gelang es den Franzosen nach großem Verluste, vom Melchthale her den linken Flügel der Nidwaldner zu umgehen, und bei Kerfsiten glückte ihnen die Landung. Die Unterwaldner wurden von allen Seiten nach Stanz zurück gedrängt. Hier dauerte nun der verzweiflungsvolle Kampf, dessen Anführer bereits entflohen waren, noch mehrere Stunden lang, bis die Franzosen endlich den Flecken im Sturme einnahmen. Die

Sieger, welche gegen vier tausend Mann eingebüßt hatten, hauseten nun mehrere Tage lang entseßlich, und verübten Raub und Brand und Mord in furchtbarer Wuth. Selbst der Fußboden der Kirche zu Stanz war mit Blut und Leichen bedeckt. Ueber sechs hundert Gebäude wurden eingeäschert. Stanzstad, Kersiten und Buochs waren gänzlich verwüstet. Drei hundert sechs und achtzig Personen, viele ohne Gegenwehr, manche auch in den Flammen, und unter ihnen hundert und sieben und zwanzig Weiber und Kinder hatten den Tod gefunden. Am 7. October huldigte das besiegte, unglückliche Land. Allgemeine Theilnahme hatte sein Schicksal erregt. Schauenburg selbst ließ eine Zeit lang täglich zwölf hundert Portionen Fleisch und Brod unter die gänzlich Verarmten austheilen. Auch die Helvetische Regierung suchte der entseßlichen Noth zu steuern. Pestalozzi aber sammelte die verwaiseten Kinder in ein Waisenhaus zu Stanz. Aus allen Gegenden der Schweiz und selbst vom Auslande her kamen reichliche Beisteuern. Die Franzosen besetzten und entwaffneten nun auch Schwyz, und später die Bezirke Glarus und Schwanden. Auch an einigen andern Orten noch wurde nun die Ruhe bald wieder hergestellt. Dann aber nöthigte Frankreich die Helvetische Republik zu einem Schutz- und Truxbündnisse, wodurch das Land zu kostspieligen Kriegsrüstungen gezwungen wurde, und in gänzliche Abhängigkeit von seinem mächtigen Bundesgenossen gerieth. Zufolge dieses Bündnisses wollte Frankreich achtzehn tausend Helvetier in seinen Sold nehmen; allein der Französische Kriegsdienst war so wenig anziehend, daß nur ein kleiner Theil dieser Truppenwerbung zu Stande kam. Auch die Helvetische Regierung warb zwölf hundert Mann unter dem General Keller von Solothurn. Diese Helvetische Legion sollte zu ihrem Schutze dienen.

Bündten allein hatte bisher immer noch sich beharrlich geweigert, der Helvetischen Republik beizutreten. Als aber das Directorium mit Gewalt drohte, da waffneten sich die Bündtner, und riefen zu ihrem Schutze ein Oestreichisches Heer von acht tausend Mann ins Land, und bald wurde nun die Schweiz der Schauplatz eines blutigen und verheerenden Krieges zwischen den ersten Mächten Europa's.

LXXVII. Die Schweiz der Kriegsschauplatz fremder Heere. (1799 und 1800.)

Im März des Jahres 1799 begann der Krieg. Es gelang den Franzosen, die Oestreicher aus Bündten zu vertreiben. Bald aber erlitten sie dann den 21. März eine große Niederlage bei Stockach in Schwaben, und mußten sich in Folge derselben über den Rhein zurückziehen. Die Oestreicher bemächtigten sich der Städte Schaffhausen und Eglisau. Da griff an mehreren Orten, besonders in Uri und Schwyz, in Wallis und Bündten das Volk die Französischen Besatzungen an, und zwang sie, sich zurückzuziehen. Weil aber die Oestreicher Wochen lang am Rheine unthätig lagen, gelang es den Franzosen die Ruhe wieder herzustellen, und an manchen Orten nahmen sie blutige Rache. Endlich gingen am 18. Mai General Hoke bei Nymoos und der Erzherzog Carl am 22. bei Stein und Constanz über den Rhein. Bei Weil, Frauenfeld, Andelfingen und Winterthur, und endlich bei den östlichen Anhöhen von Zürich wurden die Franzosen und die Helvetischen Truppen unter Massena in heftigen Gefechten geschlagen, so daß sie sich hinter die Limmath und bis an die Albis-Kette zurückziehen mußten. Die Helvetische Regierung, welche damals in Luzern ihren Sitz hatte, floh nach Bern. In den von den Oestreichern besetzten Gegenden wurde, doch mit Mäßigung, die alte Ordnung wieder hergestellt. Nach wenigen Wochen aber mußte Herzog Carl mit seinem Heere nach Schwaben ausbrechen, das vom Rheine her durch die Franzosen von Neuem bedroht wurde, und ein Russisches Heer unter Korsakow rückte in seine Stellung ein, nur General Hoke blieb noch mit einer Abtheilung Oestreicher am rechten Seeufer stehen. Ueber den Gotthard aber kam der General Suwarow mit einem zweiten gewaltigen Russischen Heere aus Italien her. Da beschloß Massena durch einen kühnen Angriff der Vereinigung dieser Heere zuvor zu kommen. Den 25. September ging Soult bei Schänis über die Linth. Schon durch die ersten Schüsse fiel Hoke, und bald flohen erschrocken seine Truppen durchs Toggenburg nach dem Bodensee. Auch bei Zürich hatten die Franzosen an demselben Tage angegriffen. Während sie die Aufmerksamkeit des Russischen Feldherren nach dem Albis hinzulenken wußten, gingen sie rasch bei Dietikon über die Limmath, und bemächtigten sich

der Anhöhen bei Höngg und Wipkingen. Am Tage nachher erfolgte die blutige Schlacht im Sihlfeld bei Zürich. Die Russen wurden völlig geschlagen, und in wilder Flucht bis an den Rhein verfolgt. Suwarow, der bereits den Gotthard überstiegen hatte, mußte sich nun durch die unwegsamsten Gebirgspässe zurückziehen unter blutigen Gefechten im Muotta-Thal gegen Lecourbe und bei Näfels gegen Molitor. Endlich gelangte er über den wilden Panixer-Paß nach Bündten. Korsakow hatte inzwischen noch ein Mahl sein Glück gegen die Franzosen versucht, war aber von ihnen bei Andelfingen und Dießenhofen geschlagen worden. Schon im November zogen nun die Russen wieder ihrer Heimat zu. Bis in die Mitte des Jahres 1800 blieben Bündten und Schaffhausen noch in der Gewalt der Oesterreicher, dann aber mußten auch sie sich wieder der Helvetischen Republik anschließen.

Die Ruhe von außen war nun zwar wieder hergestellt; aber im Innern war die Schweiz entzweit, als jemahls, und über dieß herrschte an vielen Orten und besonders in den Gebirgsgegenden die bitterste Armuth. Sogar die französische Armee litt Mangel an Allem, und Massena forderte daher von den Städten Zürich, St. Gallen und Basel ein gezwungenes Anleihen von beinahe zwei Millionen Franken. Die Helvetische Regierung widersetzte sich zwar dieser Forderung; allein Massena drohte mit Waffengewalt, und man mußte sich fügen.

LXXVIII. Parteiungen und Unruhen bis zur Mediation. 1800 bis 1803.

Der Kampf zwischen den Anhängern der alten und der neuen Ordnung, den Aristokraten und Patrioten, dauerte fort, und die Regierung selbst war entzweit, indem die einen Mitglieder derselben, die Einheitsfreunde, nur Einen Staat unter Einer Regierung, die andern hingegen, die Föderalisten, einen Bundesstaat aus der Schweiz machen wollten.

Bald siegte die eine, bald die andere Partei, und so änderten in Zeit von zwei Jahren die Verfassung und die Regierung zum vierten Male. Den größten Einfluß auf die Helvetischen Angelegenheiten übte damals Napoleon Bonaparte aus, der seit Ende des Jahres 1799 als erster Consul beinahe unumschränkt in Frankreich regierte. Beunruhigende:

Gerüchte verbreiteten sich, die Französische Regierung wolle die Schweiz mit Frankreich vereinigen, und wirklich erlaubte sich der General Thureau im Wallis Gewaltthätigkeiten, die keinen andern Zweck haben konnten, als den Wallisern das Ansuchen um Vereinigung mit Frankreich abzunöthigen. Ja, endlich wurde das Walliser-Land, um es für ein Mahl wenigstens von der Schweiz zu trennen, für eine unabhängige Republik erklärt. Das Helvetische Volk war mit diesem Zustande beständigen Wechsels höchst unzufrieden, und konnte zu keiner der verschiedenen Regierungen auch nur einiges Zutrauen fassen. Nicht selten erhoben sich an verschiedenen Orten Aufstände, welche nur durch die Waffen der Franzosen gestillt werden konnten. Im Aprill 1802 hatten sich die Einheitsfreunde wieder das Uebergewicht zu verschaffen gewußt, und gaben nun dem Lande eine neue Verfassung, die aber von einer überwiegenden Mehrheit des Volkes mit völliger Gleichgültigkeit aufgenommen wurde. Nur die Gegenwart der Französischen Truppen hielt die große Menge der Unzufriedenen in den Schranken der Ordnung. Als nun aber im August desselben Jahres Frankreich plötzlich seine Heere aus Helvetien zog, da erhoben sich zuerst Uri, Schwyz und Unterwalden, hielten Landsgemeinden, und beschloßen, sich zwar von der Schweiz nicht zu trennen, aber doch ihren Bedürfnissen und Wünschen angemessene Verfassungen zu entwerfen. An sie hielten sich bald auch die Cantone Glarus, Appenzell und Zug. Die Helvetische Regierung aber zog Truppen zusammen in Luzern und Zug und am Brünig. Den 28. August wurde eine Lemanische Scharfschützen-Compagnie, die den Rengg-Paß am Pilatus besetzt hatte, weil sie die Grenzen überschritten habe, von vier hundert fünfzig Unterwaldnern überfallen und geschlagen. Am 8. September sollten Helvetische Truppen die Stadt Zürich, der man nicht traute, besetzen. General Andermatt erschien vor derselben mit funfzehn hundert Mann; allein die Bürgerschaft widersezte sich beharrlich seinem Einmarsche. Da wurde die Stadt zwei Mahl, am 10. und 13. September, zuerst von der West-, dann von der Nordseite her, doch ohne Erfolg, beschossen. Andermatt mußte sich eilig zurück ziehen; denn schon hatte ein mächtiger Verein, die sogenannte Schweizerische Verbrüderung, den Rudolf von Erlach ins Aargau gesendet, und es war ihm gelungen, schnell der Städte Baden, Brugg, Lenzburg und Aarau und dann auch der Stadt

Solothurn sich zu bemächtigen. Am 18. September erschien Erlach vor Bern, und griff die Stadt an. Da capitulirte die Regierung, und erhielt sammt ihren Truppen freien Abzug nach der Waat. Jetzt trat eine Tagsatzung zu Schwyz zusammen. Die Helvetische Regierung wurde für aufgelöst erklärt, eine neue Bundesverfassung berathen und entworfen, und ein Eidsgenössisches Heer von zwanzig tausend Mann unter General Bachmann von Nâfels aufgeboten. Die Helvetischen Truppen wurden allenthalben zurückgedrängt, und am 3. Oktober bei Wislisburg völlig geschlagen. Die in Lausanne sich aufhaltende Helvetische Regierung hatte keine andere Wahl mehr, als entweder sich aufzulösen, oder nach Frankreich zu fliehen. In diesen entscheidenden Augenblicken kam General Rapp mit dem Befehle des ersten Consuls, die Waffen niederzulegen, die vertriebene Regierung wieder anzuerkennen, und Deputirte zur Vermittelung nach Paris zu senden. Zugleich rückten von Neuem zwanzig tausend Mann Franzosen unter General Ney in die Schweiz ein. Die Central-Regierung kehrte wieder nach Bern zurück, und die Tagsatzung mußte sich auflösen. Zur Verpflegung der Französischen Truppen sah sich die Helvetische Regierung gezwungen, eine Kriegsteuer von sechs hundert fünf und zwanzig tausend Franken zu erheben.

LXXIX. Die Mediation. (1803—1813.)

Dem Befehle Bonaparte's gemäß sendeten die Regierung, die Cantone, und sogar einzelne Bezirke und Gemeinden Deputirte nach Paris, und unter der Vermittlung des ersten Consuls kam dann den 19. Februar 1803 die Mediations-Acte zu Stande. Die Zahl der Cantone wurde durch Graubündten, Aargau, Thurgau, St. Gallen, Waat und Tessin von dreizehn auf neunzehn vermehrt. Rechtsgleichheit, freier Verkehr und freie Niederlassung, Postkäuflichkeit des Zehnten und der Grundzinse waren ausgesprochen. Die Versorgung der gemeinsamen Angelegenheiten der Schweiz lag der jährlichen Tagsatzung ob, die sich, alle Jahre abwechselnd, in Freiburg, Bern, Solothurn, Basel, Zürich und Luzern versammelte. Das Haupt des jedesmahligen Bororts erhielt den Titel eines Landammannes der Schweiz. Jeder Canton aber blieb für sich unabhängig mit eigener Verfassung und Obrigkeit. Nachdem nun diese Verfassung angenommen war

und die Helvetische Regierung sich aufgelöst hatte, zog Bonaparte die Französischen Truppen aus der Schweiz zurück. Fast allenthalben fügte man sich willig in die neue Ordnung. Nur in einigen Gegenden des Cantons Zürich zeigte sich Widerseßlichkeit. Mehrere Gemeinden, besonders am See, weigerten sich den Huldigungseid der neuen Regierung zu leisten, indem sie sich besonders über den zu hoch angesetzten Loskauf des Zehnten und der Grundzinse beschwerten. Das Schloß zu Wädenschweil wurde angezündet, und manche andere Gewaltthat verübt. Da bot der Landammann Rudolf von Wattenweil Truppen gegen die widerstrebenden Gemeinden auf. Jakob Willi, Schuster von Horgen, der Soldat gewesen war, stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen, und lieferte mit denselben den 28. März 1804 ein Gefecht bei Horgen, das die Eidsgenössischen Truppen zum Rückzuge nach Zürich zwang. Allein es kam neue Eidsgenössische Hülfe, und bei einem zweiten Zuge nach den unruhigen Gegenden zeigte sich kein Widerstand mehr. Fünfzehn Gemeinden wurden entwaffnet, schwer an Geld gebüßt, und mußten huldigen. Willi und drei andere Anführer wurden durch ein Eidsgenössisches Kriegsgericht zum Tode verurtheilt.

Jetzt folgte endlich eine Reihe ruhiger und glücklicher Jahre, in denen das Land sich von seinen erlittenen Drangsalen wieder erholen konnte. Viel Löbliches kam in diesem Zeitpunkte zu Stande, namentlich auch die rühmliche Linth-Correction, wodurch die versumpften Ufer der Linth und des Wallenstatter-Sees trocken gelegt wurden. Freilich war auch jetzt für die Schweiz die Abhängigkeit von Frankreich nicht selten drückend. Ihr Vermittler, Napoleon, hatte im Jahre 1804 sich auf den Kaiserthron erhoben, und schreckte mit seinen siegreichen Heeren ganz Europa. Der Eidsgenossenschaft hatte er ein lästiges Bündniß aufgedrungen, das sie verpflichtete, Frankreich vier Regimenter, jedes von vier tausend Mann, zu stellen, und diese Truppen stets vollzählig zu erhalten. Dieß verursachte der Schweiz bei dem kriegerischen Sinne ihres mächtigen Bundesgenossen schweren Verlust an Mannschaft und Geld; denn nicht selten mußten die Rekruten mit bedeutenden Summen erkaufte werden. Beunruhigend war auch im Jahre 1810 die Vereinigung des Walliser Landes mit Frankreich, und die Besetzung eines Theiles des Cantons Tessin durch Französische Truppen, um die Abtretung des Be-

zirkles Mendris zu erzwingen, wodurch die Mediations-Akte verletzt und die Besorgniß erregt wurde, es möchte am Ende dasselbe Schicksal die ganze Schweiz treffen. Auch erlitt durch die Zollverordnungen, welche Napoleon sowohl zu Gunsten seines eigenen Landes, als aus Haß gegen England von Zeit zu Zeit erließ, und wodurch die Colonial-Waren auf einen ungeheuern Preis, das Pfund Kaffee z. B. auf zwei Gulden zwanzig Schilling, getrieben wurden, die Schweizerische Industrie manchen harten Schlag. Oft wurde die Schweiz durch die Anmaßungen Frankreichs zum Ausschlusse Englischer Waren genöthiget, und namentlich verlor sie bedeutend durch die von Napoleon ausgesprochene Confiscation derjenigen Waren, welche man 1806 nach Neuenburg gebracht hatte, als er damals dieses ihm von Preußen abgetretene Fürstenthum besetzte.

In diesen Zeitraum fallen auch zwei Grenzbesetzungen, welche die Schweiz in den Kriegen gegen Oestreich 1805 und 1809 unternahm, bei welchen jedoch beide Male von Seite der Franzosen kleine Grenzverletzungen Statt fanden, die indessen dann entschuldigt wurden.

LXXX. Aufhebung der Mediations-Versassung.

Die Eidsgenossenschaft der zwei und zwanzig Cantone.
(1813 — 1830.)

Die im Ganzen für die Schweiz glücklichen Verhältnisse unter der Mediations-Versassung dauerten bis zum Jahre 1813. Da aber erhoben alle Europäischen Mächte die Waffen gegen den durch seinen unglücklichen Feldzug in Rußland (1812) in seiner Macht geschwächten Französischen Kaiser Napoleon, dessen Gewaltherrschaft sie sich nicht länger konnten gefallen lassen. Als die Heere der verbündeten Fürsten sich Frankreichs Grenzen näherten, beschloß die Eidsgenossenschaft, ihre Neutralität zu behaupten. Mit zwölf tausend Mann wurden die Grenzen besetzt. Das billigte Napoleon, weil es für ihn vortheilhaft war, nicht aber die Verbündeten, welche freien Durchzug durch die Schweiz für ihre Heere verlangten. Die Schweizer selbst waren nicht einig. Die große Mehrheit des Volkes wollte Vertheidigung der Neutralität; aber viele Feinde der neuen Ordnung wünschten hingegen, unter den Bajonetten der Verbündeten die ehemaligen

Verhältnisse der Schweiz wieder herzustellen. Sie schickten heimlich Gesandte nach Waldshut, um in diesem Sinne auf die Monarchen einzuwirken. Inzwischen hatten sich die Truppen der Verbündeten am Rheine von Schaffhausen bis nach Basel in gewaltigen Massen versammelt. Da erklärten die Monarchen, sie könnten die Neutralität der von Frankreich gänzlich abhängigen Schweiz nicht anerkennen, und müßten auf dem Durchzuge ihrer Heere nach Frankreich bestehen. Gegen das Ende des Decembers 1813 setzten sich die Verbündeten auf allen Punkten von Basel bis nach Schaffhausen in Bewegung, über den Rhein zu ziehen. Man beschloß, der Uebermacht zu weichen, und die Eidsgenössischen Truppen erhielten den Befehl, sich zurück zu ziehen, und wurden entlassen. Die Soldaten und das Volk waren darüber entrüstet, und die Lasten, welche die Truppendurchzüge verursachten, nährten den Unmuth. Als man nun aber an manchen Orten auf Wiedererwerbung verlornen Vorrechte dachte, und namentlich Bern die vormahlige Ordnung wieder einführte, und Aargau und Waat zur Unterwerfung aufforderte, da entbrannte ein heftiger Streit durchs ganze Land. Viele begehrtten die Zusammenberufung der dreizehnörtigen Tagsatzung. Zürich, Basel und Schaffhausen indessen widersetzten sich diesem Begehren, und so bildeten sich nun zwei Tagsatzungen, die eine zu Zürich, die andere zu Luzern. Als sich aber die verbündeten Mächte für das Fortbestehen der neunzehn Cantone erklärten, so trat endlich im März und April 1814 eine Tagsatzung aller Stände in Zürich zusammen. Die Zahl der Cantone wurde durch Wallis, Neuenburg und Genf auf zwei und zwanzig vermehrt. Die Verfassungen der Cantone selbst erlitten große Veränderungen. Die Rechte des Volkes wurden geschmälert, und die Städte und Familien erhielten wieder bedeutende Vorrechte und das Uebergewicht in den großen Räthen. Noch ehe diese Streitigkeiten beseitiget waren, und die auf einem Congresse in Wien versammelten Fürsten Europa's die politischen Angelegenheiten geordnet hatten, traf die Nachricht ein, daß Napoleon von der Insel Elba, dem Orte seiner Verbannung, wieder nach Frankreich zurück gekehrt sei, und sich des Thrones bemächtiget habe. Sogleich griffen alle Europäischen Völker abermahl's zu den Waffen, und im Jahre 1815 brach der Krieg wieder aus. Die Schweiz besetzte Genf und die Grenzen gegen Frankreich mit

vierzig tausend Mann, gestattete den verbündeten Mächten den Durchzug, und nahm auch selbst Antheil am Kriege, besonders an der Belagerung der Festung Hüningen, die nachher geschleift wurde. Während dieses Feldzuges ordnete der Congress in Wien die Europäischen und vereint mit Eidsgenössischen Abgeordneten auch die Schweizerischen Angelegenheiten. Es wurde die Eidsgenossenschaft der zwei und zwanzig Cantone anerkannt, und derselben ewige Neutralität zugesichert. Den 7. August 1815 beschworen die Stände die neue Bundes-Acte in Zürich, Nidwalden ausgenommen, das sich weigerte, und die benachbarten Cantone so lange aufzuzugehen suchte, bis es von ungefähr tausend Mann Eidsgenossen besetzt wurde, worauf die Landsgemeinde beschloß, den Bund anzunehmen. Engelberg, das sich von Nidwalden losgesagt hatte, wurde nun mit Obwalden vereinigt. Die Schweiz erhielt auch ihre frühern Besitzungen wieder. Das Dappenthal kam zur Waat, ist indessen von Frankreich noch nicht übergeben worden; das Bisthum Basel an Bern, mit Ausnahme des Bezirkes Birseck, der Basel, und eines kleinen Abschnittes, der Neuenburg zugetheilt wurde. Dem Canton Uri wurde die Hälfte des jährlichen Zollertrages im Livinen-Thal zugesprochen, und dem Abte Pankratius von St. Gallen und seinen Beamten ein Jahrgehalt von acht tausend Gulden ausgesetzt, den der Canton St. Gallen zu bezahlen hatte. Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus und Appenzell Innerrhoden sollten für ihre verlornen Rechte von den Cantonen Aargau, Waat und St. Gallen mit einer halben Million Franken entschädigt werden. Eleven, Betslin und Worms aber blieben Oestreichs Eigenthum. Von den Französischen Zahlungen erhielten die Eidsgenossen drei Millionen Franken.

Ungeachtet in den meisten Cantonen das Volk es nicht leicht verschmerzen konnte, an seinen Rechten Abbruch erlitten zu haben, so folgten nun doch funfzehn glückliche Friedensjahre. Die Nothwendigkeit mancher Verbesserung wurde freilich immer lebhafter empfunden, und wirklich kam auch viel Gutes zu Stande, und viel anderes wurde allmählig angebahnt, bis dann plötzlich ein ganz unerwartetes auswärtiges Ereigniß von Neuem auch in der Schweiz große Unruhen erweckte, und gewaltige Bewegungen und Veränderungen verursachte.

LXXXI. Die Entthronung des Französischen Königs und ihre Folgen für die Schweiz.

(Juli 1830.)

In den letzten Juli-Tagen des Jahres 1830 stieß das Französische Volk in einem blutigen Aufstande zu Paris seinen König vom Throne, und nöthigte ihn, Frankreich zu verlassen. Diese Volksbewegung fand auch in benachbarten Ländern Nachahmung. Besonders in der Schweiz erhob sich das Volk in den meisten, namentlich in den nördlichen Cantonen, und hielt, um seine Forderungen nachdrücklich laut werden zu lassen, große Versammlungen, wie z. B. im Canton Bern in Münsingen, im Canton Zürich in Uster, wo den 22. November 1830 viele tausend Männer zusammen traten, um ihre Wünsche zu Händen der Regierung auszusprechen. Billigere Repräsentation des Volkes in den gesetzgebenden Räthen, Rechtsgleichheit, Trennung der Gewalten, eine kräftigere Bundesverfassung und bessere Volksbildung waren fast allenthalben die Hauptbegehren. Diese Bewegungen griffen so um sich, daß nach und nach in zwölf Cantonen die Obrigkeiten sich auflösen mußten. In volksthümlichem Sinne wurden dann die Verfassungen geändert und die Regierungen und Gerichte Neubestellt. In zwei Kantonen kam es zu blutigen Ausritten und Gesechten, in Basel und Neuenburg, und die Ruhe konnte nur durch Eidsgenössische Truppen wieder hergestellt werden. Basel trennte sich in Basel-Stadt und Basel-Landschaft. Einen vergeblichen Versuch, den Neuerungen mit Wassengewalt entgegen zu treten, mußten der Canton Schwyz, von welchem diese Bewegung ausging, und die Stadt Basel, die gleichzeitig zu einem neuen Ausfalle gegen die Landschaft sich hingab, damit büßen, daß sie längere Zeit durch Eidsgenössische Truppen besetzt wurden.

Glücklich hat im Ganzen die Schweiz auch diese heftigen Bewegungen bisher bestanden, und im Vertrauen auf Gott, der auch in erschütternde Stürme doch den unverkennbarsten Segen legt, wollen wir einer schönern Zukunft entgegen sehen.